

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn Arnold
v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, zu richten.

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tiedeböhl.

Fünfunddreißigster Jahrgang.

XL. Band.

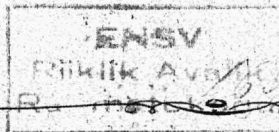
10. Heft.

Inhalt.

	Seite
Aus dem Leben des Grafen Dietrich Kerserling. (Schluß)	579
Briefe aus dem Nachlasse Victor Sehns	596
Drei neue Gedichte von Maurice Reinhold von Stern	610
Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnistheorie, Psychologie und Logik	613
Neues über Patkul. Eine Anzeige von Bgn.	627

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.



Keval, 1893.

In Commission bei f. Kluge.

Riga: Alexander Stieda.

Leipzig: Rud. Hartmann.

Ausgegeben den 1. October 1893.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien:

Der Futterbau in Kurland und den umliegenden Provinzen.

Gekrönte Preisschrift

von

Agronom M. v. Bläse, und **Dr. M. Stahl-Schroeder,**
Obertaxator des Kurländ. Credit-Vereins Assistent auf der Versuchsfarm Peterhof.
Mit einem Vorwort

von

Professor Dr. W. von Knieriem.

Preis 1 Rbl. 60 Kop.

Riga.

N. KYMMEL's Buchhandlung.

L. Hoerschelmann, Buchhandlung.

Kataloge gratis und franco.
Probenummern auf Wunsch.

Zeitschriften-Abonnements

auf die jetzt und im Januar
neu beginnenden Jahrgänge
erbittet rechtzeitig die

Zeitschriften-Expedition
für
in- und ausländische Zeitschriften
der
Buchhandlung L. Hoerschelmann,
Riga, Weberstrasse 6.



Th. Neander.
Zum Schutz der baltischen Frauen.
Zweite um ein Vorwort vermehrte Auflage.
Preis eleg. broch. 70 Kop., pr. Post 76 Kop.
Verlag von **Jonck & Pollewsky,**
Riga, gr. Sandstr. Nr. 4.



Aus dem Leben des Grafen Dietrich Keyserling.
(Schluß.)

Nach dem Tode Peters III. (Julius 1762) hatte Katharina II. den russischen Kaiserthron bestiegen. Dieser Regierungswechsel erregte dem König von Polen und mehr noch dem Herzog Karl nicht geringe Besorgnisse wegen des letzteren Schicksals. Beide, Vater und Sohn, wandten alles Erfinnliche bei dem kaiserlichen Hofe an, um die gänzliche Befreiung der Familie Biron und deren Wiedereinsetzung in die Herzogthümer zu hintertreiben und vorzubeugen, daß der Herzog Karl aus diesem Besitze nicht verdrängt würde. Alle Bemühungen dieserhalb konnten wider das unbestreitbare Recht des Herzogs Ernst Johann, dem die Kaiserin Katharina gleich nach ihrer Thronbesteigung die Wiedereinsetzung in die Herzogthümer feierlichst zugesichert hatte, weiter nichts bewirken, als daß die Kaiserin durch ihren bei ihm accreditirten Minister Simolin¹⁾ dem Herzog Karl zu erkennen geben ließ, daß sie aus Schonung seiner und des Königs, seines Vaters, es sehr wünsche, daß er dem Besitze Kurlands gutwillig entsagen möge, welcher, wie bekannt, nur unter der Bedingung ihm verliehen und zugesichert wäre, daß der Herzog Ernst Johann und dessen Familie von der Staatsgefangenschaft nicht befreit werden würden. Da nun die Gerechtigkeit diese Befreiung geboten habe, so könne und werde sie auf keinen Fall die demselben zustehenden Herzogthümer ihm ferner vorenthalten.

Dietrichs mehrmals erwähnter Bruder, der im September von

¹⁾ Karl Ebler von Simolin, Erbherr auf Weitenfeld und Groß-Ofelden, russischer Ministerresident in Mitau von 1758—1778, erhielt 1767 das Piltensche Indigenat und wurde 1775 polnischer Freiherr. Er hat auf die inuieren Verhältnisse Kurlands großen Einfluß ausgeübt.

walali
Rück
Cegu

St. Petersburg nach Warschau reiste, verweilte einige Tage in Mitau. Nachdem der Herzog Karl durch Dietrich dazu war vorbereitet worden, wiederholte dessen Bruder im Namen der Kaiserin dem Herzog die obige Vorstellung und fügte noch hinzu, daß die Kaiserin ihm zusichern ließe, wenn er ihrem wohlgemeinten Rathe willig Folge leisten würde, werde sie bei dem nahe bevorstehenden Frieden bemüht sein, ihm ein anständiges, seinem Range angemessenes, anderweitiges Etablissement zu bewirken. Der Herzog entschuldigte sich mit den Befehlen seines Oberlehnsherrn, nach welchen er verpflichtet sei, das Aeußerste abzuwarten. Nebenher bemerkte er gegen den Gesandten, daß er zwar keinesweges an der Aufrichtigkeit und der guten Gesinnung der Kaiserin gegen ihn zweifelte, daß er aber dessen ungeachtet auf das ihm aus sehr unsicherer Ferne gezeigte anderweitige Etablissement um so weniger mit Gewißheit rechnen könne und dürfe, da der bei Weitem größere Theil ihres aus Deutschland nach Hause zurückkehrenden Heeres bereits jenseits der Düna sich befände: auch könne er nicht glauben, daß wegen dieses ihm zugedachten Etablissements die Kaiserin, der das Wohl ihres Staates der höchste Zweck ist, einen diesen Zweck störenden Krieg anfangen werde, dessen Ausgang doch von Keinem vorher bestimmt werden könnte.

Im October kam der Herzog Ernst Johann mit seiner Familie nach Riga und im Januar 1763 nach Mitau, wo zu seiner Sicherheit vorher ein Bataillon russischer Infanterie eingerückt war. Der russische Minister ließ auf der Kaiserin Befehl die Kanzleien, Archive u. s. w. versiegeln.

Die Oberräthe mußten die Obergerichte aufheben, die eben damals gehegt wurden.

Dietrich schlug seinen Collegen vor, durch eine gerichtliche Acte zu erklären, daß unter den obwaltenden Umständen die Oberräthe sich gezwungen sähen, ihre Thätigkeit in den Regierungsgeschäften einstweilen gänzlich ruhen zu lassen. Er entwarf das hierzu erforderliche Instrument, welches, nachdem es von dem Landhofmeister von der Hoven¹ und von dem Landmarschall von Pfeilitzer genannt Franck² genehmigt worden war (der Oberburggraf von Offenberg³ erkannte sogleich das Regierungsrecht des Herzogs Ernst Johann an und diente allein ihm als Oberrath), Dietrich ins Lateinische

¹ Otto Christoph v. d. Hoven, geb. 19. November 1699 zu Bredensfeld in Kurland, wurde 1765 sächsischer Geheimrath und Cabinetsminister und starb am 2. December 1775 zu Mitau. Er war einer der eifrigsten Anhänger des Herzogs Karl und einer der größten Gegner des Bironschen Hauses.

² Franz Georg Philipp v. Pfeilitzer genannt Franck, Erbherr auf Seßau und Strutteln, geb. 1688, war 1759—1768 Landmarschall und starb 3. September 1770.

³ Heinrich Christian v. Offenberg, geb. 1696, war 1759—1763 Oberburggraf und 1763—1773 Landhofmeister, † 8. April 1781.

übersezte. Dieses lateinische Exemplar, von den drei Oberräthen unterschrieben, wurde in ihrem Namen, weil die Regierungskanzlei unter russischem Sequester stand, den Acten des königlichen Notarii publici Werner beigelegt.

Bald nach der Rückkehr des Herzogs Ernst Johann hatte der größere Theil des kurländischen Adels sich bereits für die Rechtmäßigkeit der Regierung dieses Fürsten ausgesprochen. Mit Genehmigung des Hofes zu St. Petersburg lud der Herzog nun sämmtliche Mitglieder der Ritterschaft zu einer Conferenz nach Mitau ein.

So völlig nun auch Dietrich denen beistimmte, welche der ganz legalen und unbedingten Belehnung des Herzogs Ernst Johann das Vorrecht vor der dem Herzog Karl nur bedingungsweise ertheilten zuerkannten, so glaubte er doch, die ihm als Kanzler und Oberrath obliegenden Geschäfte unter dem wieder eingefetzten Herzog nicht eher übernehmen zu dürfen, als bis das von den Oberräthen nachgesuchte oberlehnherrliche Mandatum obedientiae erfolgt sei (wozu freilich so bald noch keine Hoffnung war) und bis Allem zuvor die feierliche und gänzliche Aufhebung des russischen Sequesters stattgefunden habe, mit welchem außer den Allodialgütern des Herzogs damals noch Alles belegt war.

Auf die sowohl von Seiten des Herzogs¹, als auch durch den Minister von Seiten der Kaiserin mehrmals wiederholte Aufforderung an Dietrich, sein bisher ruhendes Kanzleramt ohne Verzug wieder thätig werden zu lassen, konnte er aus streng gebietenden Gründen nur so viel antworten, daß er zwar nicht nur nach der von ihm beschworenen Grundverfassung und nach den ihn bindenden Gesetzen seines Vaterlandes, sondern auch zu seiner persönlichen Freude von dem, dem Herzog Ernst Johann zustehenden Regierungsrechte völlig überzeugt sei; daß aber dessen ungeachtet der von ihm gewiß herzlich herbeigewünschte Augenblick noch nicht gekommen sei, der es ihm gestatte, mit reinem Gewissen und ganz vorwurfsfrei sein Oberrathsamt wieder thätig anzutreten.

Als Dietrich eines Tages, nachdem der Minister aus Freundschaft für ihn eine fürchterliche Drohung gegen ihn, falls er länger noch sich widersetzen würde, in einem kaiserlichen Originalrescripte ihn selbst hatte lesen lassen, dennoch die obige Antwort mit Festigkeit wiederholte, sagte der Minister mit Rührung und Lebhaftigkeit: „Es thut mir um Ihre Excellenz

¹ In einer Reihe ungedruckter Briefe an den Grafen Hermann Karl Kehlerling in Warschau aus dem Jahre 1763 spricht sich der Herzog Ernst Johann sehr unwillig über die Weigerung Dietrichs, sein Amt als Kanzler wieder aufzunehmen, aus und bringt in den Gesandten, den Stiefbruder zur Aenderung seines Entschlusses zu bewegen.

und um die Ihrigen leid. Sie sehen aus dem Rescripte, daß es Ihnen so gehen kann wie dem Rath Ziegenhorn¹, der wegen seiner Widersetzlichkeit plötzlich das Land räumen mußte. Bedenken Sie sich. Soll ich Ihre räthselhafte Antwort der Kaiserin melden? Als Minister kann und muß ich von Ihrer Excellenz eine bestimmte Erklärung fordern und sogleich erwarten.“ Dietrich antwortete hierauf, daß er das von dem Minister so genannte Räthsel weder ihm als russischem Minister noch auch dem Herzog selbst lösen könne, weil Klugheit und Vorsichtigkeit es ihm verböten. Uebrigens dankte er dem Minister für die vertrauliche Mittheilung des Rescripts und bat ihn ferner sein guter Freund zu bleiben und in seinem Berichte hierüber an die Kaiserin anzuführen, daß er (Dietrich) von der Kaiserin Liebe zur Gerechtigkeit und von ihrer allgemein erkannten Klugheit im Voraus überzeugt sein dürfe, daß sie das noch andauernde Verschieben seiner Amtsthätigkeit am Ende gewiß selbst nicht für Eigensinn oder gar für sträfliche und thörichte Widersetzlichkeit ansehen werde. Der Minister verließ ihn mit merkbarer Unzufriedenheit, verschonte ihn aber von nun an mit ähnlichen Anforderungen, theils weil er von Dietrichs Charakter keine wankende Nachgiebigkeit erwarten konnte, theils aber auch, weil dieser fortwährend krank war. Der Gebrauch des Karlsbades nämlich hatte anfangs zwar seine Kräfte in etwas belebt und gestärkt, das Uebel selbst aber nicht im Mindesten erleichtert, welches nach einiger Zeit auch die etwas gehobenen Kräfte wieder schwächte und niederdrückte.

Einen schwereren und seinem Herzen schmerzlicheren Sieg hatte er gegen seine nächsten Verwandte und gegen einige zwar treu ihm ergebene, aber nicht weit und hell genug sehende Freunde in dieser Angelegenheit zu erkämpfen. Die Gefahr, die ihm noch drohte, war für ihn um so größer, da er seiner Frau und neun damals lebenden noch unversorgten Kindern,

¹ Christoph Georg Ziegenhorn, geb. 1715 zu Mitau, studirte 1735 zu Jena, wurde 1735 Hofgerichtsadvocat in Mitau. 1759 ernannte ihn Herzog Karl zum kurländischen Regierungsrath, in welcher Stellung er dem Herzoge große Dienste leistete, aber sich unter dem Adel viele Feinde machte, der es ihm überhaupt nicht verzeihen konnte, daß er als Bürgerlicher Mitglied der fürstlichen Regierung geworden war. Nach der Wiedereinsetzung Ernst Johannis wollte ein großer Theil der Ritterschaft ihm den Prozeß machen und sein Haus in Mitau und seine Besitzungen mit Sequester belegen, was zwar trotz dahin gehender Forderung des Landtages nicht zur Ausführung kam, aber Ziegenhorn so sehr mit gerechtem Unwillen erfüllte, daß er 1764 nach Königsberg ging, wo er als erster Tribunalrath am Oberappellationsgericht den 20. December 1783 starb. Bekannt ist sein verdienstvolles Werk: „Das Staatsrecht der Herzogthümer Kurland und Semgallen“, welches 1772 ans Licht trat, aber schon 1768 verfaßt worden ist. In Mitau wird sein Gedächtniß durch eine wohlthätige Stiftung noch heute lebendig erhalten.

die alle seinem Herzen sehr werth waren, mit einem ganz unbedeutenden Vermögen nur eine höchst beschränkte Existenz zurücklassen konnte, wenn die angedrohte Landesverweisung oder gar das Abführen in eine entfernte Gefangenschaft an ihm vollzogen worden wäre. Seine Frau hatte, durch vierundzwanzigjähriges Zusammenleben in nie getrübtter Eintracht und steter Uebereinstimmung, nicht nur die Ueberzeugung von der Lauterkeit seiner Absichten, sondern auch den Glauben an die Richtigkeit seiner Ansichten und Meinungen zu sehr befestigt, ihr Vertrauen auf die Zweckmäßigkeit jeder seiner Handlungen war zu unerschütterlich gegründet, als daß sie nur durch die leiseste Aeußerung der Furcht, geschweige durch behelligende Bitten und Klagen den Schmerz hätte mehren können, der ohnedies aus der Sache selbst schon ihm sehr empfindlich erwuchs. Sie schwieg und verschloß in sich die Furcht vor kommenden Leiden. Um so eifriger aber und thätiger waren die erschreckten Tanten und andere Verwandte und Freunde und bestürmten mit Bitten und Thränen, mit Vorwürfen und allem Ungezüge der gereizten und unbewachten Leidenschaftlichkeit den ohnedies schon tief Bewegten, dem Krankheit und Schlaflosigkeit und Sorgen mancher Art die sehr gesunkenen Körperkräfte mit jedem Tage merklicher wegkehrten. Er aber blieb fest, der einmal erkannten Pflicht treu, unerschütterlich in dem auf diese gegründeten Vorsatze, keiner Drohung, keiner Gefahr achtend.

Die zu der vom Herzog Ernst Johann ausgeschriebenen Conferenz zahlreich versammelte Ritterschaft erwählte ihre Kirchspielsbevollmächtigten, und diese wählten aus ihrer Mitte den Conferenzdirector. Durch zwei Abgeordnete aus der Conferenz wurde auch Dietrich, als einer der vier ältesten Brüder der Ritterschaft, zur Conferenz eingeladen. Auch diesen, als sie in ihn drangen, daß er als Oberrath wieder thätig werden möchte, ertheilte er dieselbe Antwort, welche er bisher immer dem Herzog und dem russischen Minister gegeben hatte.

Nach einigen Tagen kamen vier aus der Conferenz Abgeordnete zu ihm, welche er, da er recht krank war, auf dem Bette liegend annahm. Sie brachten ihm die von ihm so sehnlich gewünschte Nachricht, daß soeben der russische Minister auf Befehl und im Namen der Kaiserin dem Herzog und der in der Conferenz versammelten Ritterschaft die schriftliche Erklärung gemacht habe, das zeitherige kaiserliche Sequester sei hierdurch förmlich aufgehoben und mithin der Herzog in die ganz freie Ausübung aller ihm als Herzog zustehenden Rechte wieder eingesetzt. Dietrich dankte den Abgeordneten für die ohne Aufschub ihm gegönnte Mittheilung dieser nicht nur dem Herzoge sehr wichtigen, sondern auch jedem wahren Patrioten höchst erfreulichen Nachricht und bat sie, in seinem Namen der Versammlung zu versichern, daß nunmehr nur noch Krankheit ihn abhalten könne, als ältester Bruder der Conferenz persönlich beizuwohnen.

Diese sein Gemüth erheiternde und erhebende Nachricht wirkte auch auf seinen Körper wohlthuend ein. Schon an demselben Tage, zwar noch im Bette liegend, schrieb er dem russischen Minister, daß, da nunmehr durch dessen heutige Erklärung das bisher über diese Herzogthümer verfügte kaiserliche Sequester gehoben und hiermit dem Herzog alle seine Rechte unbeengt wiedergegeben wären, endlich auch seine Stunde gekommen sei, auf welche er immer so sehnlich gewartet, und daß er von nun an so schuldig als bereit sei, auch unter der Regierung des Herzogs Ernst Johann als Kanzler und Oberrath seine Pflichten nach seinen Kräften zu erfüllen. Dieses hatte der Minister sogleich dem Herzog mitgetheilt. Ehe noch Dietrich seiner Krankheit wegen selbst dem Herzog diese pflichtmäßige Erklärung machen konnte, ließ der Herzog durch den Minister ihn ersuchen, zu ihm zu kommen, mit dem Bemerkten, daß auch in der Kleidung eines Kranken er ihm sehr willkommen sein würde. Am folgenden Tage holte der Minister ihn zum Herzog ab, der ihn sehr freundlich und mit vieler Auszeichnung empfing. Nachdem er im Beisein des Ministers etwa eine Stunde mit dem Herzog sich unterhalten hatte, mußte er wegen seines schwachen Körperzustandes sich wieder nach Hause begeben.

Dieser anhaltende Zustand der Schwäche machte ihm die von ihm so sehnlich gewünschte persönliche Theilnahme an der Conferenz schlechterdings unmöglich. Die Ritterschaft gab ihm einen abermaligen, ehrenvollen Beweis ihres Vertrauens darin, daß sie den Entwurf zum Conferentialschluß ihm zur Prüfung und Genehmigung zustellte. Dieses Vertrauen seiner Mitbrüder konnte er nicht dankbarer und würdiger ehren, als durch die Freimüthigkeit, mit welcher er einige ihm darin aufgefallene Entstellungen der Wahrheit gründlich berichtigte, offenbare Unwahrheiten, die als Thatsachen aufgeführt waren, beweisend widerlegte und auch einige den Herzog Karl unverdient beleidigende Ausdrücke rügte. Diese seine Berichtigungen und Bemerkungen waren genau in der Reinschrift berücksichtigt, welche von dem Herzog, von Dietrich als Kanzler, vom Oberburggrafen von Offenberg, vom Conferenzdirector von Heyking und von sämmtlichen Kirchspielsbevollmächtigten unterschrieben und besiegelt wurde.

Von einer auf Befehl des Königs von Polen von dem Geheimen Rath de Battel¹ französisch gut geschriebenen, aber nicht nur nichts Begründetes gegen die Rechte des Herzogs Ernst Johann, vielmehr offenbare Unwahrheiten

¹ Emmerich de Battel, durch sein Droit des Gens berühmt, geb. 1714, war 1758 sächsischer Geheimer Rath und starb 1760, schrieb im Auftrage des Königs August III. ein Mémoire sur les affaires de Courlande, à Varsovie le 20 Fevr. 1763, 4°, das auch deutsch und polnisch erschien. Vgl. darüber Schwarz: Bibliothek turländischer Staatschriften Nr. 114.

und unschickliche Ausfälle gegen ihn und die Kaiserin von Rußland enthaltenden, in Warschau gedruckten Deduction hatten die damals vom König nach Mitau gesandten Senatoren, der Woivod Plater und der Kastellan Lipski, zahlreiche Exemplare vertheilt. Einige vom kurländischen Adel, empört über die Verunglimpfungen des Herzogs in dieser Schrift, hatten sogleich vereint sich zu diesem begeben und, vom russischen Minister unterstützt, ihn gebeten, diese Schrift durch den Nachrichter öffentlich verbrennen zu lassen, weil, wenn dies nicht geschähe, es wider die Ehre der Ritterschaft wäre, von einem so sehr geschmähten und nicht durch richterliche Genugthuung gerächten Landesherrn sich ferner regieren zu lassen.

Unmittelbar darauf erfuhr Dietrich diese rasche Maßregel der Herren, wie auch, daß der Minister sie gebilligt und unterstützt und daß der Herzog versprochen habe, die verlangte Verbrennung der Schmähschrift durch den Nachrichter vollziehen zu lassen. Sogleich eilte er zum Herzog, ihn von der Erfüllung seines übereilten Versprechens zurückzuhalten, welche ihm unvermeidlich sehr unangenehme Folgen zuziehen würde, indem der König, als Oberlehnherr, dadurch auf das Empfindlichste beleidigt werden müßte, da in dieser Schrift ausdrücklich gesagt werde, daß sie auf Befehl des Königs geschrieben und gedruckt sei. Zugleich machte er den Herzog auf mehrere Stellen derselben aufmerksam, in welchen die Kaiserin persönlich beleidigt war, welcher als einer unabhängigen Fürstin es wohl zustehe, eine solche Rache zu nehmen, nicht aber ihm, welchem als Lehnsfürsten eine so eigenmächtige, harte Genugthuung gegen seinen Oberlehnherrn von seinen Feinden unsehbar als eine Felonie würde vorgeworfen werden.

Der Herzog überzeugte sich zwar gleich von der Richtigkeit der Ansicht Dietrichs in dieser Sache; doch war er in nicht geringer Verlegenheit, wie er sein denen vom Adel und gleichsam auch dem Minister gegebenes Versprechen mit Ehren wieder zurücknehmen könnte. Dietrich übernahm es, diese Herren alle hierüber zu befriedigen, welches ihm um so leichter gelang, da sie nicht selbst die Schrift gelesen hatten und ihnen nur einzelne Stellen derselben außer dem Zusammenhange und in sehr dreister Uebertreibung waren mitgetheilt worden. Allerdings enthielt sie manche Anzüglichkeit und freche Unwahrheit, die eine scharfe Rüge und eine ruhige Widerlegung wohl verdienten, aber nicht so grobe und entehrende Lasterungen, welche die verlangte Verbrennung hätten rechtfertigen können. Der Herzog schrieb deshalb an den russischen Gesandten in Warschau, auf dessen Veranlassung eine Gegenschrift¹ erschien, welche in einem ruhigen und deutlichen Vortrage mit

¹ Sie war von dem Sohne des russischen Gesandten in Warschau, dem Grafen Heinrich Christian Kerserling (geb. 1727 zu Leston, gest. 1787 zu Königsberg), verfaßt

genauer und gründlicher Kenntniß des Gegenstandes und durch abschriftliche Mittheilung derjenigen Briefe, auf welche die Deduction fälschlich sich berufen hatte, auß Bündigste jede Beschuldigung widerlegte und so den Urhebern der Schmähschrift die Schande mehrfach zurückgab, mit welcher sie Andere hatten beslecken wollen.

Während Dietrich sich noch weigerte, unter dem durch das russische Sequester sehr beschränkten Herzog Ernst Johann sein Amt thätig wieder anzutreten, hatte man ihn dem Herzog verdächtig machen wollen und demselben zu verstehen gegeben, als sei Dietrich vom König von Polen und vom Herzog Karl durch schon erhaltene ansehnliche Geschenke oder doch durch verführerische Versprechungen zu dieser hartnäckigen Weigerung bestochen. Und als er nach Aufhebung des russischen Sequesters unter dem hierdurch von allem fremden Zwange befreiten rechtmäßigen Herzog die Thätigkeit in seinem Amte wieder zugesichert hatte (welches er noch am nämlichen Tage, weil er krank war, schriftlich dem Herzog Karl anzeigte), so fehlte es jetzt nicht an solchen — vielleicht waren es auch dieselben falschen Angeber, die ihn bei Ernst Johann so gut empfehlen wollten — welche dem Herzog Karl versichern wollten, daß Dietrich durch große Belohnungen von der Kaiserin und vom Herzog Ernst Johann zu diesem Uebertritte gewonnen worden sei. Als eines Tages in einer kleinen Gesellschaft bei dem Herzog Karl dieser an der Mittagstafel äußerte, daß er schlechterdings nicht begreifen könne, wodurch Dietrich habe bestimmt werden können, seine gerechte Sache zu verlassen und zum Grafen Biron überzugehen, bemerkte Einer von der Gesellschaft, daß das Gerücht umherginge, Dietrich sei durch des Ministers Zusicherung besonderer Gnadenbeweise seiner Kaiserin und durch ein vom Herzog ihm erblich verlehntes Allodialgut zu dieser Abtrünnigkeit bewogen worden. Mit lebhaftem Unwillen sagte hierauf der Herzog Karl: „Das werde und kann ich nie glauben, weil es nicht wahr ist: ich kenne ihn zu genau als einen durchaus uneigennützigen Mann. Ich weiß am Besten, was er jetzt durch seine irrige Ansicht aufgeopfert hat, und das weiß nur der König, ich und er; selbst der Graf Brühl weiß nichts davon. Hätte Gewinnsucht irgend einer Art ihn leiten können, so hätte er mich gewiß nicht verlassen.“ — Ein Freund Dietrichs, der hierbei zugegen war, erzählte es ihm denselben Nachmittag wieder. Dietrich dankte ihm sehr für diese vertrauliche, wahrhaft freundschaftliche Mittheilung und versicherte, daß die Aeußerung des Herzogs buchstäblich wahr sei und daß zu seinem Triumph

und erschien unter dem Titel: *Remarques d'un Courlandois sur le mémoire, donné relativement aux affaires de Courlande*, ebenfalls zu Warschau 1763 in 4°, vgl. Schwarz Nr. 128

und zu ihrer Beschämung die Bösen und Charakterlosen, die jetzt ihn der Bestechlichkeit beschuldigten sich bald würden überzeugen können, daß er zu seinem bisherigen Betragen weder durch die eine, noch durch die andere Partei sich habe bestechen lassen wollen.

Am folgenden Morgen schrieb er dem Herzog Ernst Johann, daß aus mehreren wichtigen Gründen und auch weil sein Gesundheitszustand sich immer mehr verschlimmere, er sich genöthigt sehe, hiermit um seine Entlassung gehorsamst zu bitten. Der russische Minister, dem der Herzog dieses sogleich mitgetheilt hatte, kam bald darauf zu Dietrich und versicherte, daß die Kaiserin sein ferneres Bleiben im Oberrathscollegio sehr gern sehe und daß sein Austritt aus demselben ihr nicht anders als sehr unangenehm sein könnte. Er behauptete, daß er nicht nur als Minister ihn bäte, sondern auch als Freund ihm riethe, sein Amt ja nicht zu verlassen. Diese schmeichelnden Aeußerungen höflich anerkennend, erklärte Dietrich dennoch, daß in seiner gegenwärtigen Lage nichts in der Welt vermögend sei, ihn zur Zurücknahme seines für seine Ehre, seine Ruhe und seine Gesundheit nothwendigen, aus reiflich erwogenen Gründen gefaßten und in vollem Ernste bekannt gemachten Entschlusses zu bestimmen.

Nach einigen Tagen kamen der Minister, der Landesbevollmächtigte von Grotthuß¹, der Stallmeister Taube² und der Oberste von den Brinken mit dem Auftrage vom Herzog, daß dieser es sehr wünsche, Dietrich möge nur noch auf Ein Jahr sein Entlassungsgesuch zurücknehmen. Hierdurch sollte er an seiner von den Ärzten ihm angerathenen und auch schon beschlossenen Reise ins Karlsbad nicht nur nicht behindert werden, vielmehr bewillige ihm der Herzog gern, für die ganze Zeit seiner Abwesenheit den vollen Gehalt und bitte ihn, den Ersatz seiner sämmtlichen von ihm zu bestimmenden Reisekosten bei seiner Rückkunft vom Herzog entgegennehmen zu wollen.

Als Dietrich diesen ganz unverdient gütevollen Antrag mit schuldigem Danke, aber auch mit Festigkeit abgelehnt hatte, führten der Minister und Baron Taube ihn auf die Seite, wiederholten nochmals das Obige mit der Zugabe, daß, wenn sein Gesundheitszustand auch noch für das nächste Jahr seine Abwesenheit aus Kurland erfordern sollte, der Herzog auch hierzu die nöthigen Kosten mit Vergnügen erstatten würde. Da auch dieser Angriff mit gleicher Standhaftigkeit zurückgewiesen wurde, so rückten sie endlich mit dem schweren Geschütze an, welches mit nur seltenen Ausnahmen immer

¹ Johann Gerhard v. Grotthuß, Erbherr auf Groß-Bersen, geb. 1716, † 1771, war 1762—1764 Landesbevollmächtigter.

² Christoph Alexander Baron Taube war geb. 1708, starb 1778.

und überall den Sieg davontrug: eines der herzoglichen Allodialgüter wurde als erbliches Mannlehen Dietrich zugesichert, wenn er zusagte, nur so lange Oberrath bleiben zu wollen, bis die zwischen dem Herzog und der Ritterschaft noch obwaltenden Differenzen ausgeglichen sein würden.

In seiner damaligen Lage konnte Dietrich seinen Entschluß nicht zurücknehmen: daher verbat er auch dieses letztere ehrenvolle und höchst vortheilhafte Anerbieten des Herzogs. Wenn gleich das Anerbieten irgend eines Geschenks vom Herzog oder einer anderweitigen Belohnung hier zum ersten Male ihm geäußert worden war, so hätte er durch Annahme desselben der vorhin erwähnten Verleumdung der Bestechlichkeit, die denn doch nur von Wenigen und den Schlechteren beachtet wurde, nun den Stempel der Wahrheit, zum Mindesten der Möglichkeit, aufgedrückt und so selbst seine immer reine, von keinem Rechtlichen je bezweifelte Ehre einem Verdachte preisgegeben, der, wenn gerade nicht Flecke, doch Schatten auf sie geworfen hätte. Da indeß der Minister immer wieder anfang, ihn zum Nachgeben bewegen zu wollen — eine echt diplomatische Zähigkeit, die, selbst des eigenen und Anderer Ehrgefühls nicht achtend, nie ermüdet, das einmal angestrebte Ziel zu erringen — und wiederholt versicherte, daß auch die Kaiserin es Dietrich als ein vorzügliches Verdienst anrechnen würde, brach er, der sonst so Ruhige, durch dieses unaufhörliche Quälen in seinem reizbareren Krankheitszustande endlich unwillig gemacht, in diese nachdrucksvolle Aeußerung aus: „Stören Sie, meine Herren, nicht ferner den Anfang der mir wahrlich so unentbehrlichen Ruhe durch Anträge, deren Annahme meine immer und überall rein erhaltene Ehre vor der Welt verdächtig machen muß. Glauben Sie vielmehr, daß ich den von Ihnen so hartnäckig bekämpften Entschluß, den ich mit reifer Ueberlegung und mit ruhiger und gewissenhafter Abwägung aller meiner Pflichten und Verhältnisse einmal gefaßt habe, nicht einem Fürstenthume hinopfern werde, wenn Sie auch dieses mir anbieten könnten.“ Er bat die Herren, in welchen nun auch allmählich ein Mitleiden mit ihm sich zu regen schien, dem Herzog für dessen gnädige Absicht mit ihm zu danken und ihn zu bitten, daß er diese seine feste Weigerung weder für Eigensinn, noch gar für Mangel an gutem Willen halten, vielmehr mit Zuversicht glauben möge, daß sie von so manchen, in der gegenwärtigen Zeit mächtig auf ihn einwirkenden, unabwendbaren Verhältnissen unabänderlich bedingt sei. Ferner ließ er den Herzog bitten, die gewiß aufrichtige Versicherung vertrauensvoll entgegennehmen zu wollen, daß, wenn er fortlebe und wieder gesund werde, der Herzog, so oft er es verlangte, zu seinem Dienste ihn jederzeit mit Eifer und Treue bereit finden werde. — Den vollen Ernst dieser Versicherung hat Dietrich bis zum Ableben des Herzogs bei jeder dargebotenen Gelegenheit durch die That bewiesen. Auch zweifelte der Herzog

nie an Dietrichs gutem Willen für ihn und seine Familie. Dieses bewies er durch das stets ihm geschenkte offenste Vertrauen in den wichtigsten Augenblicken und den schwierigsten Lagen seines Regentenlebens. Für Dietrichs Treue aber war der Herzog auch erkenntlich: er ließ ihm auch nach Dietrichs Abdankung noch das Gut Brandenburg, welches er schon um das Jahr 1740 in Arrende erhalten hatte, und sicherte, zwar mündlich nur, aber im Beisein Mehrerer, auch des Erbprinzen, es ihm für seine Lebenszeit zu; der Herzog Peter nahm es aber 1776 wieder zurück.

Nachdem Dietrich seine Entlassung erhalten hatte, reiste er nach dem Karlsbade ab, wo er am 1. Junius eintraf. Nach der Verordnung des dortigen Arztes, des Hofraths Springsfeld, mit welchem er zugleich in Jena studirt hatte und in welchem er nun einen werthen Freund sich erwarb, trank er acht Tage vom Sprudel und dann noch dreizehn Wochen vom Neubrunnen täglich zwanzig, manchmal auch mehrere Becher. Wie nach dem vorjährigen Gebrauche und wohl etwas mehr noch fühlte er auch nach diesem seine Kräfte gehoben und seinen Körper im Ganzen gestärkter; der vermuthete Polyp aber rief ihm immer noch zu: *memento mori*. Bei seiner Abreise sagte der Arzt, er hoffe mit Zuversicht, daß die gewünschte Wirkung des von ihm so fleißig getrunkenen Brunnens, zumal bei seiner musterhaften Diät in jeder Beziehung dieses Wortes, gewiß nicht ausbleiben werde; er vermuthete aber auch, daß sie als völlige Genesung sich erst im Herbste des nächsten Jahres darstellen dürfte. Sollte diese auch dann noch nicht erfolgen, so rieth er ihm und bäte ihn, im Frühjahr darauf die dritte, zuverlässig aber auch die letzte Reise nach dem Karlsbade zu machen.

Unter den im Karlsbade gemachten Bekanntschaften waren die des vortrefflichen Gellert, des im ganzen Umfange des Wortes braven preussischen Generals Zietzen und die erneuerte mit seinem Fahnenjunker aus dem Jahre 1735, dem nunmehrigen österreichischen Feldzeugmeister und nachherigen Feldmarschall Freiherrn Loudon ihm die werthesten. Die beiden Helden, im Kriege gegenseitig sich strenge Feinde, hatten hier an der friedlichen Heilquelle eine Freundschaft geknüpft, die um so reiner und fester war, als Jedes innige Zuneigung und Achtung auf wahren Werth des Andern sich gründete. Diese, Gellert und Dietrich waren jeden Morgen um fünf Uhr schon, und mithin die Ersten und Einzigen, am Neubrunnen und schlossen um so schneller sich an einander, da sie zusammen tranken und spazierten. Als Männer, deren keiner etwas zu verhüllen brauchte, lernten sie bald durch edle Offenheit sich gegenseitig kennen und achten und lieben; so verlebten sie fast den ganzen Tag mit einander. Die Badegesellschaft nannte sie das vierblättrige Kleeblatt. Bis in sein spätestes Alter hinein war Dietrich die

Erinnerung an diesen für Geist und Herz so inhaltvollen Umgang ihm eine der werthtesten und erheiterndsten.

Den Rückweg nahm Dietrich über Leipzig, wo er ein paar Wochen verweilte, um noch einmal des Zusammenseins mit dem würdigen Gellert sich zu erfreuen, der ihm auch täglich einige genußreiche Stunden schenkte. Bis zu Gellerts Tode dauerte unter ihnen ein gemüthvoller Briefwechsel¹. Im November war Dietrich wieder bei den Seinigen.

Die vorhin erwähnte Hoffnung des Hofraths Springsfeld für Dietrichs völlige Genesung fing an um die vorhergesagte Zeit in Erfüllung zu gehen. Im October 1764 brachte Dietrich seine beiden ältesten Söhne zum Kriegsdienste nach Warschau. Schon während dieser Reise und mehr noch in Warschau kehrte die beschwerliche und schmerzhaft empfundene in der Gegend des Herzens immer seltener und merklich schwächer wieder und blieb nach einiger Zeit gänzlich und für immer aus.

Von Allen wurde Dietrich in Warschau mit vieler Auszeichnung behandelt. Was von dieser bei jeder früheren Anwesenheit daselbst ihm zu Theil ward, konnte wohl der gewichtige Einfluß seines Bruders, des viel vermögenden russischen Gesandten in Warschau, großentheils ihm bewirkt haben. Dieser war nun nicht mehr, mit ihm hatte auch sein Einfluß aufgehört, der früher und vorzüglich in Polen über Manches Schicksal und Leben entschieden hatte. In derselben Stunde, in welcher er die endliche Frucht der größten seiner letzten Mühen, die Erwählung Poniatowskys zum König von Polen, erfuhr, starb er am 6. September 1764. Die prunkende Achtung der sogenannten Großen, aber gewiß auch die bescheidene, herzlichere Achtung der Neditlichen, deren beider Dietrich nun dort genoß, hatte ihm doch wohl sein kluges und festes Betragen bei dem letzten Regierungswechsel in Kurland allein erworben.

Im Mai 1766 verließ ihm der König von Polen den St. Stanislausorden und lud ihn nach Warschau ein, um selbst ihm dieses Zeichen seiner Achtung anlegen zu können. Hierzu nun und auch um sich und seinen Söhnen nach fast zweijähriger Trennung die Freude des Wiedersehens zu schenken, reiste er in den letzten Julustagen nach Warschau. Am 5. August hatte die Ordensfeierlichkeit statt, nach welcher der Fürst Czartoryski, Mutterbruder des Königs, ein glänzendes Ordensmahl gab.

Im Jahre 1767 reiste der Erbprinz von Kurland mit seiner ersten Gemahlin, Karoline Prinzessin von Waldeck, nach St. Petersburg. Der Herzog bat Dietrich, seine Kinder auf dieser Reise zu begleiten. Zugleich ertheilte er ihm die Vollmacht, mit dem Grafen Münnich die wegen gänzlicher Räumung der Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien noch nicht

¹ In dem veröffentlichten Briefwechsel Gellerts findet sich kein Brief von und an Keyserling.

völlig abgeschlossenen Bedingungen zu verabreden und festzustellen. Zur Zufriedenheit beider Theile erledigte er dieses Geschäft.

Wegen Altersschwäche trat der Herzog im November 1769 dem Erbprinzen die Regierung der Herzogthümer ab. Am Vorabende der dem Herzog Peter zu leistenden Huldigung wurde Dietrich durch Abgeordnete des aus dem ganzen Lande in Mitau zahlreich versammelten Adels ersucht, im Namen der Ritterschaft die Anrede an dieselbe zu beantworten, welche bei der Huldigung der Herzog selbst oder für ihn einer der Oberräthe sprechen würde. In dieser Antwortsrede erwähnte Dietrich nur kurz, aber mit Nachdruck, daß gegenseitige treue Erfüllung der Pflichten und gegenseitige wachsame Bewahrung der Rechte die schnellsten Beförderer und auch die sichersten Bürgen des Wohls des Ganzen sind und daß nur in diesem die Wohlfahrt der Einzelnen wachse und fortlebe. Beide Theile bezeugten ihm hierüber ihre Zufriedenheit.

Als der Herzog Peter den am 23. December 1772 erfolgten Tod seines Vaters dem König von Polen angezeigt hatte, ersuchte dieser in seinem Condolenzschreiben den Herzog, die Zeichen des Weißen Adlerordens, die der verstorbene Herzog getragen hatte, in des Königs Namen Dietrich anzulegen.

Im Jahre 1774 wurde Dietrich vom Herzoge nach St. Petersburg gesandt, um der Kaiserin zu dem glorreich geendeten Kriege und zu dem vortheilhaften Frieden mit der Pforte dessen Glückwunsch abzustatten. Bei dieser Gelegenheit erkannte die Kaiserin das Gesandtschaftsrecht eines Herzogs von Kurland dadurch an, daß Dietrich als Gesandter des Herzogs allen anderen, auch denen der größten Mächte, in Allem gleich geachtet und behandelt wurde und auch, wie alle übrigen, das bei solcher Gelegenheit gewöhnliche Gesandtengeschenk von zweitausend Rubeln erhielt. — Im Jahre 1776 reiste Dietrich wieder mit einigen Aufträgen des Herzogs nach St. Petersburg.

Lange schon war Dietrich durch das hohe Alter seiner Mutter und durch ihre mehrjährige Kränklichkeit und Körperschwäche auf ihren Verlust vorbereitet worden; dennoch blieb dieser ihm groß und tief schmerzend. Am 2. März 1780 starb in dieser zärtlich von ihm verehrten Mutter ihm auch eine verständige, treue Freundin dahin.

In der Commission, welche nach dem Verlangen der Kaiserin von Rußland 1783 die Grenze zwischen Liv- und Kurland und noch andere Nachbarverhältnisse bestimmen mußte, war Dietrich Commissarius des Herzogs.

Der 24. März 1784 war Dietrich der herbste Tag seines Lebens. An diesem Tage starb nach nur sechsunddreißigstündigem Kranksein im einundseshzigsten Jahre ihres reinen und nützlichen Lebens seine in heiteren und trüben Tagen immer gleich verständige Gattin; diese seine theilnehmende,

treue Gefährtin, die während fünfundvierzig in nie gestörter Einigkeit zusammen verlebter Jahre jede seiner Freuden durch herzliche Mitfreude erhöhte, die mitleidend, aber auch mit Kraft und Geduld tragend, jedes Leides Druck ihm milderte, diese emsige Sorgerin, die das Hauswesen, dem er durch seine Amtsgeschäfte und durch häufige, nicht selten lange Abwesenheit fast ganz entzogen ward, mit Strenge und Güte und Liebe so verwaltete, daß sie jedem Hausgenossen nicht Hausfrau nur, auch Mutter und Freundin war; diese weise Erhalterin, die durch eine von keinem Dürftigen gewahrte Sparsamkeit zu den bei Dietrichs Austritt aus dem ihm kostspieligen Geschäftsleben nur noch schwachen Trümmern eines nie ansehnlich gewesenem Vermögens das ersammelte, wofür er in seinem Testamente der Kinder schuldigen, wärmsten Dank einzig an die Asche der Mutter verweist.

Schon in seinen Knaben- und Jünglingsjahren, und hier vorzüglich durch seinen vortrefflichen Lehrer und Freund Haken, in allen Ereignissen des Lebens geübt, jede in ihm aufwallende Empfindung zu zügeln und zu mäßigen, war es ihm in reiferem Alter auch gelungen, ihrer aller Herr zu sein, keine, so lebhaft sie auch war, in Leidenschaft überschwanken zu lassen. Die hierdurch in seltenem Grade ihm eigen gewordene Stärke der Seele, Fassung, hatte noch nie ein Angriff, wie heftig er sie auch bestürmte, erschüttert: aber der plötzliche, so noch nicht geahnte Verlust einer so theuren Lebensgefährtin, wie die seinige ihm und so lange gewesen war, beugte zuerst und allein diese Kraft. Doch richtete sie sich wieder empor; auch die wohlwollende Heiterkeit, die überall treu ihn begleitete und Jedem wohlthwendend sich mittheilte, der in seine Verührung kam, kehrte allmählich wieder: aber ernster war sie nun und blieb es fernerhin; nicht so freundlich mehr, als da noch das Leben seiner Freundin den Werth des eigenen ihm erhöhte.

Friedrich Wilhelm II. König von Preußen, hatte auf der Reise, die er als Prinz von Preußen 1780 nach St. Petersburg machte, und auch auf der Rückreise einige Tage bei dem Herzoge in Mitau verweilt, wo er Dietrich kennen und schätzen lernte. Im September 1786 erhielt Dietrich von seinem Neffen aus Berlin die Anzeige, daß der nunmehrige König freundlich sich nach ihm erkundigt und den Wunsch geäußert habe, bei der Krönungsfeier auch ihn in Königsberg zu sehen. Dietrich, der unter so manchen moralischen Schlägen dieses Fürsten den reichen Gehalt des Guten und Edlen nicht übersehen hatte und deshalb ihn liebte, folgte der Aufforderung. Mit achtungsvoller Herzlichkeit, die Beiden gleich ehrenvoll war, wurde er vom Könige bewillkommet. Am Krönungstage, den 19. September, wurde vom Throne herab auch Dietrichs Name unter denen verlesen, welche nebst ihren Nachkommen vom König in den Grafenstand waren erhoben worden.

Im Sommer 1788 brachte Dietrich seinen jüngsten Sohn¹ nach Berlin, den er dem Dienste des preussischen Staates bestimmt hatte. In dieser Stadt, welche er früher nur einmal berührt hatte, als er 1732 nach Jena ging, konnte er nur solche Bekannte finden, die er vorher anderswo gekannt hatte, und dieser traf er nicht viele an. Sein persönlicher Werth indeß und natürlicherweise auch das auszeichnende achtungsvolle Benehmen des Königs gegen ihn erwarben ihm leicht mehrere und unter diesen auch ihm recht werthe Bekanntschaften, in deren Umgange er dreißig freundliche Tage verlebte, die noch in der Erinnerung ihm einen heiteren Nachgenuß gewährten. Bei seinem Abschiede vom König äußerte dieser den Wunsch, Dietrich möchte ihn bald wieder besuchen. Ungeachtet seines sechsundsiebzigsten Lebensjahres erfüllte er des Königs Wunsch im Junius 1789 zur Heerschau bei Heiligenbeil in Ostpreußen.

Die Zwistigkeiten zwischen dem Herzog und dem Adel Kurlands, welche, vorzüglich seit 1789, einen immer schärferen Ton annahmen, der bald zu einer Höhe gegenseitiger Erbitterung stieg, von welcher keine Ausöhnung, nicht einmal eine Annäherung zu derselben zu erwarten war, die Fehde des Adels mit dem nur Kurland eigenen Literatenstande, die Eitelkeit gebar, gegenseitiger Eigensinn nährte und stärkte, die gegenseitiges Ueberschreiten der Rechte und Verlezen der Pflichten und gegenseitiges Versagen der Achtung, die jede Corporation der anderen als solcher schuldig ist, so erhitzen und verwirrten, daß eine Schlichtung derselben unmöglich ward; das Schicksal Polens, das, seit einem Jahrhunderte langsam, aber um so sicherer vorschreitend, nun mit geschonter Kraft dem nahen Ziele schnell und unaufhaltbar entgegeneilte, dem des Landes gebrechliche Verfassung nicht wehren konnte und des Landes theils zu rohe, theils durch Ueppigkeit entartete, unter sich entzweite Söhne nicht wehren mochten, dieses Schicksal, mit welchem das des geliebten Vaterlandes unauflösbar verwebt war: — alles dieses und noch manches andere schon Geschehene, manches dem geübteren, schärferen Blicke sichtbar sich noch Nähernde war nicht geeignet, dem achtzigjährigen, immer aber in jugendlicher Kraft und Gewandtheit noch rüstigen Greise, dem warmen Menschenfreunde, dem treuen Sohn des ihm so theuren Vaterlandes den Abend seines langen und reinen Lebensstages zu erheitern. Keinen thätigen Theil an jenen Händeln nehmend, nur auf Rath und Warnung

¹ Den Verfasser der hier abgedruckten Lebensschilderung. Graf Peter Rehslerling, geb. 1768, trat 1788 als Fähnrich in das preussische Garderegiment zu Berlin, nahm aber schon 1794 seinen Abschied und kehrte nach Kurland zurück. Beim Beginn des Befreiungskrieges 1813 trat er in das 5. kurländische Landwehrregiment ein und machte die Schlachten von Großbeeren und Dennewitz mit, wurde schwer verwundet und nahm in Folge dessen 1814 seinen Abschied. Er starb 1845 als Kreismarschall in Mitau.

sich beschränkend¹, die von Wenigen nur gehört, von Keinem beachtet wurden, zog er immer enger in das häusliche Leben sich zurück, dem er stets einen entschiedenen Vorzug gegeben hatte. Hier widmete er die letzten Tage seines langen und nützlichen Lebens dem freundlichen, gemüthvollen Umgange mit seinen Kindern und einigen bewährten Freunden, dem Lesen und den ihm fortwährend so lieben, ihm immer gedeihlichen Arbeiten und Beschäftigungen in seinem Garten, dessen Schöpfer er war².

Bis über sein achtzigstes Lebensjahr hinaus erfreute er sich der Gesundheit, Kraft und fast jugendlichen Behendigkeit seines Körpers, seiner immer sich gleichen Seelenstärke und der heiteren Ruhe seines Gemüths. Nur erst vier Wochen vorher, ohne eigentlich krank zu sein, fühlte und erkannte er klar, in dem zwar schmerzfreien, aber schnellen und stets schnelleren Hinschwinden seiner Lebenskräfte den sicheren Tritt des ihm immer rascher sich nähernden Todes. Gefaßt und heiter, voll Dankes und Vertrauens gegen die Vorsehung, freundlich die bekümmerten Seinigen aufrichtend und tröstend, wie im Leben so auch im Tode, dem Christen und dem Weisen ein würdiges Vorbild, starb er in Mitau am 19. November 1793 in einem Alter von achtzig Jahren zwei Monaten und vierzehn Tagen, von Vielen gesegnet, betrauert von Allen, die näher ihn gekannt hatten.

Eine treue und genaue Schilderung des Gemüthlichen, wie des Körperlichen an diesem wahrlich seltenen Menschen sollte wohl dieser Erzählung des Geschichtlichen folgen und diese schließen. Auch stellen seinen in den reinsten Verhältnissen wohlgestalteten, gesunden, kraftvollen, durch Uebung gewandten,

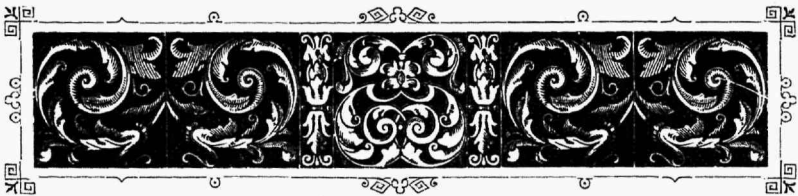
¹ In diesem Sinne verfaßte er 1782 eine Schrift, die mit den Worten beginnt: „daß Uneinigkeit zwischen Haupt und Gliedern verderblich sei“ u. s. w., die nicht gedruckt wurde, sondern nur handschriftlich circulirte. Es werden darin die Ursachen des steigenden Geldmangels in Kurland erörtert und eingehend die Streitigkeiten zwischen dem Herzoge und dem Adel seit 1770 behandelt, wobei sich D. Keyserling besonders gegen den Landesbevollmächtigten Ernst Wilhelm v. d. Brüggen und D. H. v. d. Howen wendet. Vgl. über sie Schwarz Nr. 186. Gegen diese Schrift richtete R. H. v. Heyling 1783 eine auch nur handschriftlich verbreitete Apologie in satirischem Tone, in der er Brüggen und Howen lebhaft vertheidigt.

² Auf Dietrichs Blumenpflege und Gartenliebhaberei bezieht sich auch eine Stelle in dem launigen Gedichte Friedrich Leopold Stolbergs, das er Keyserling im October 1785 von St. Petersburg aus zusandte. (Abgedruckt in den Sitzungsberichten der kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, 1883, Anhang S. 28—30). Stolberg hatte Keyserling auf seiner Durchreise durch Mitau als Kutinischer Gesandter an den russischen Hof im Sommer desselben Jahres kennen gelernt und war von dem Umgange mit ihm und dem Kanzler Ernst Johann Taube (gest. 1794 als Landhofmeister) ganz entzückt. Er sagt von ihnen in einem Briefe an die Seinigen, er habe in Mitau zwei vortreffliche und wahrhaft weise Männer gefunden, Dietrich Keyserling und den Kanzler Taube.

anmuthvollen Körper von ansehnlicher Größe diese wenigen Züge leicht und treu dar; so auch die gefälligen, edlen Formen seines Gesichts.

Aber das Leben in diesem Gesichte, der geistvolle Blick seiner hellen und reinen Seele aus dem freundlich sprechenden Auge, die Fassung und Festigkeit, die auf der freien Stirn so sicher ruhten; das Wohlwollen des geraden Herzens und die Heiterkeit des von keiner Schuld gemarterten, von keiner Reue, keiner Furcht getrübtten Gemüths, die so anziehend seinen Mund stets umschwebten, und vollends nun des Innern Kraft und Güte und Lauterkeit; diese nie wankende Besonnenheit und Selbständigkeit; diese unerschütterliche Treue allem als wahr und gut und edel Erkannten; diese liebevolle Duldbung jeder abweichenden Meinung, wosfern sie nicht Ordnung und Sicherheit gefährdete, diese Festigkeit im Vertrauen auf die Weisheit und Güte der Vorsehung, dieser harmlose Glaube an Rechtlichkeit und Treue der Menschen, den selbst öftere empfindliche Täuschungen doch nicht wankend machten; diese Ordnungsliebe, diese Nüchternheit und Enthaltfamkeit in jeder Beziehung des menschlichen und bürgerlichen Lebens; diese Mäßigkeit und Genügsamkeit im Genuße jedes löblichen Vergnügens; diese Strenge, mit welcher er Alles sich versagte, was nicht edel und anständig war; diese Menschenfreundlichkeit und Liberalität, mit welchen er jede Klasse, jedes Alter liebte und Alle wieder an sich zog; — diese und noch manche, an sich nicht erhebliche, vom Ganzen aber nicht zu trennende Züge fordern eine geübte und sichere Hand, die das mit sinnigem Auge aufgefaßte Bild auch mit zartem und kräftigem Pinsel treu wieder darzustellen vermag. — Diese Forderung erfüllen zu können, blieb dem Erzähler versagt. Die zum richtigen Auffassen der einzelnen Züge und mehr noch die zum vollen Umfassen des ganzen Charakters Dietrichs nöthige Bildung und vorzügliche Reife des Geistes und Lebenserfahrung und Menschenkenntniß überhaupt konnten noch nicht sein Eigenthum sein, als sein ihm übrigens gütiges Geschick ihn, den zwanzigjährigen Jüngling, von Dietrich und für immer trennte.





Briefe aus dem Nachlasse Victor Gehus.

III. *)

Erlangen, den 28. November 1801.

Wenn sich ein Ausländer in unserm Vaterlande über die vielen Fehler aufhält, die man dort im Deutschsprechen macht, so stelle sich jeder Livländer ihm dreist gegenüber, heiße ihn nur gleich schweigen, und sage ihm mit lauter vernehmlicher Stimme, daß dieses Auslachen zur deutschen Arroganz gehöre; denn man spricht in allen Gegenden von Deutschland, in welchen ich gewesen bin, nicht besser, als wie der livländische Livländer, macht einen grammatikalischen Fehler über den andern, und hat die schöne livländische Aussprache nicht. In Berlin hört man gar kein „mir“, sondern man sagt dort, wie jener livländische Geistliche: „Sie haben so schöne Ochsen, verkaufen Sie auch mich Ochsen.“ In Leipzig habe ich mehr wie einmal gehört: „Ich will Sie sagen.“ Und nun hier. Man höre folgenden Dialog. „Korschamer Diener.“ — „Ich empfehle mich Ihnen.“ (Er sagt diese letztere Redensart hier nicht, wie bey uns, beym Abschiednehmen, sondern beym Grüßen). „Sind Sie heut auf dem Klub gewäßt?“ — „Nein, ich bin nitt dagewäßt. — „Besuchen Sie mich doch?“ „Ich wünschte Ihnen meine Dienerschaft zu beweisen.“ — „Werd nicht ermangeln. Wie lehts denn?“ — „Wie solls lehn?“ „Bassabel —“ u. s. w. Neulich gehe ich mit dem Geheimen Rathe Burette (den man hier immer Pirett nennt) spazieren. Die Frau eines Amtmanns aus dem nächsten Städtchen begegnet uns; sie hatte zu Fuß einen Besuch in Erlangen abgelegt, und trug ihre

*) Vgl. S. 160 ff., 321 ff.

in ein Schnupftuch gebundenen Hauben und Nachtkamisöler auf dem Rücken. Der geheime Rath kennt sie und redet sie an. — „Wie kehrt, Frau Amtmann?“ „Tanke schönstens; underdänigst aufzuwarten.“ — „Meinen Gruß an den Herrn Amtmann.“ „Tanke underdänigt, wärds zu rühmen wissen.“ — Nun höre man aber vollends den hiesigen Dialect. Den gemeinen Mann verstehe ich eben so wenig, als wenn er Tartarisch redete. In den höheren und gebildeteren Ständen spricht man frehlich verständlicher, aber man prononcirt doch auch unausstehlich hart, und ein livländisches Ohr — das unter den deutschen, was das attische unter den Griechen war — kann sich nur sehr langsam an die hiesige Aussprache gewöhnen. Da sieht man zuweilen ein hübsches Gesicht auf einer hübschen Figur, und sie gefällt einem. Aber o! weh! nun fängt sie an zu sprechen, und um die harten Töne herauszupressen, zieht sie den Mund in den schrecklichsten Figuren bald rechts, bald links. In allen Gesichtsmuskeln liegt der Ausdruck der Anstrengung, mit welcher die verhärteten, zusammengepreßten polternden Worte, wie die neu geborenen Kinder, mit einem Wurzelbaum zur Welt gebracht werden. Der unerträglichste Dialect ist aber, meinem Ohre nach, der in und um Königsberg und Danzig. Der läßt sich in Buchstaben gar nicht nachbilden; um sich einen Begriff von ihm zu machen, muß man ihn gehört haben; hat man ihn aber einmal gehört, ist er Einem ewig unvergeßlich. Am besten gefällt mir der Berlinsche.

Den 15ten Decbr.

Die heutige Erlanger Zeitung enthält eine Erzählung, die so charakteristisch und so ächt deutsch ist, daß ich mich nicht enthalten kann, Euch damit zu regaliren. „Seit langer Zeit hielt am 30sten Nov. das Corpus Evangelicorum (zu Regensburg) wieder eine Sitzung. In dieser wurde vorgelegt, eine Bittschrift von einem Schullehrer zu Waldmichelsbach, im churpälzischen Oberamte Lindensfels mit dem Ansuchen um einige milde Unterstützung, indem er mit 30 Gulden jährlicher Besoldung“, (ein Gulden möchte ohngefähr 90 Cop. ausmachen. Was für eine Gage, 27 Rbl. jährlich!!! O! Ihr Deutschen! Ich schämte mich, ein Mitglied und Unthertban des heiligen römischen Reiches deutscher Nation zu seyn!) und 5 Gulden (4 Rbl. 50 Cop.) Schulgeld von seinen Schülern, sich und 4 Kinder als Wittwer, nicht unterhalten könne.“ (Nun kommt aber das beste!) „Ein Geschenk von 20 Gulden (18 Rbl.) ist ihm hierauf bewilligt worden!“ Ewige Schande für Euch, Ihr Deutschen! Ein ganzes hohes Corpus Evangelicorum macht einem Manne, der ärger als ein Tagelöhner arbeiten muß, der Eure Jugend, die Hoffnung besserer Zukunft bildet, der seine demüthigen Blicke aus seinem tiefen Elende auf Euch lenket, und in

dem Kampf mit den allerersten Lebensbedürfnissen auf Cure Unterstützung hofft, — ein Geschenk, das kaum das Briesporto bezahlen macht! — Und gewiß erwartet dieses hohe Corpus ein demüthiges Dankfagungsschreiben, und wohl gar einen Dankfagungsode! Wenigstens wäre diese Prätenfion nicht undeutsch, und wenn der Herr Schullehrer mit seinen 30 Gulden ein ächt-deutsches Landesproduct ist, so wird er auch gewiß nicht unterlassen, dieser Prätenfion ein Genüge zu leisten. Uebrigens wird dieses Geschenk in den deutschen Zeitungen nicht aus Spott erwähnt, sondern als ein Beispiel deutscher Wohlthätigkeit angeführt. Und es ist es wahrscheinlich auch! Wenn das ein Londoner ließt, so spuckt er, *salva venia*, aus.

Den 24. December.

Am 5ten Decbr. haben wir hier unsern zweyten Ball gehabt, und vor dem März passirt nun keiner mehr. Ich bin auf demselben recht vergnügt gewesen. Um 8 Uhr ging ich hin, und fand meine Freunde, Herrn Walthers (Verleger und Kunsthändler) und Herrn de la Rue da. Letzterer tanzte zuweilen, und entfernte sich also mit unter von uns. Walthers und ich hingegen waren gar bald in einem tiefen Gespräch über das livländische Frauenzimmer. Ich nahm mir nemlich, Angesichts der ganzen Erlangischen schönen Welt, die Freiheit, feck zu behaupten, daß das livländische Frauenzimmer nicht allein viel liebenswürdiger, als das deutsche sei, sondern gewiß zu dem liebenswürdigsten in der Welt gehöre. Walthers war ganz meiner Meinung. Er hat nemlich vor einigen Jahren zur Zeit der Ofter-Messe einige Livländerinnen gesehen, die sich durch Eleganz und Geschmack, Feinheit und einschmeichelnder Grazie in der zu dieser Zeit in Leipzig gewiß brillanten schönen Welt ausgezeichnet haben und seit der Zeit ist die Livländerin sein Ideal. Die Flügel unserer Geister, die uns jetzt hoch emporhuben, mußten eingeöhlt werden. Walthers und de la Rue ließen also $\frac{1}{4}$ Duzend Bou- teillen alten ächten Rheinwein herbeychaffen, und wir weiheten sie bis auf die letzte Reige einer Libation für Livlands Schönen! Keine meiner liebenswürdigen Landsmänninnen wurde vergessen. Mit dem Arme der Erinnerung zog ich sie in unserm Kreis! Niemals ist Rheinwein mit froherem Sinne getrunken, aber auch niemals einem schönern Gegenstande geweiht worden. Gewiß ist es übrigens, ohne Parteylichkeit für mein Vaterland, daß das weibliche Geschlecht in Livland weit mehr anziehendes hat, als in Deutschland. Dieser Liebreiz, die feine Ungebundenheit und Leichtigkeit im Umgange und in der Conversation, dieser körperliche Reiz, dieser liebenswürdige Anstand, diese gesellschaftlichen Talente, welche den Livländerinnen eigen sind, stechen gewaltig gegen die Pedanterie, Steifigkeit, Geschmacklosigkeit, Gelehrsamkeit und Verlegenheit der deutschen Schönen ab. O! meine lieben Lands-

männinnen! Euch will ich huldigen, so lang mein Herz noch fühlen, meine Sinne noch bezaubert, meine Phantasie noch entzückt werden kann, und wenn ich alt genug bin, um die lebenswürdigen Frivolitäten der Jugend zu bekritleln, dann will ich Euch huldigen, Deutschlands Töchter!

Dieser Walthar ist ein interessanter Mensch, der vielen Fond hat. Er erweist mir viele Freundschaft! Auch de la Rue, in dessen Hause ich sehr bekannt bin, und von dem ich vorzüglich freundschaftlich behandelt werde, ist ein lieber guter Mann, von dem ich in diesem Augenblicke nichts sagen will, weil ich ihm und seinem Hause ein eignes Kapitel weihen werde.

Soviel ich jetzt noch sagen kann, gefällt mir von dem hiesigen Frauenzimmer die Professorin Deutsch am besten. Was ich in der Stadt über ihren sittlichen Charakter gehört habe, rechtfertigt mein Urtheil. Ich habe den vorigen Sonntag mit ihr und der jungen Gräfin Platen eine recht vergnügte Parthie P'hombre im Damenklub gespielt.

Den 10. Januar 1802.

Frau v. Masson ist ein geistreiches und sehr lebenswürdiges Weib. Ich fuhr auf mehrere Male wiederholte Einladung, die ich vielleicht Hofrath Klübers vortheilhaften Äußerungen verdankte, am Weinachtsfeyertag hinaus nach Schallershoff, einem kleinen Gute, das ihr Mann in der Nähe der Stadt besitzt. Ich wurde von ihm artig, von ihr freundschaftlich empfangen. Die unverstellte Theilnahme, mit welcher sie mich in ihrem Hause aufnahm, die offenliegende Herzlichkeit, mit welcher sie mich während meines Besuches behandelte, verdankte ich meinem Vaterlande, an welches sie mit ganzer Seele hängt! Ihr lebhaftester Wunsch ist, nach Livland zurückkehren zu dürfen; sie spricht von diesem Lande nur mit Thränen der Sehnsucht in den Augen; überhaupt zeigt sie sich als ein sanftes, gefühlvolles Geschöpf. Im Gesichte gleicht sie der Frau v. Behaghel, nur ist sie länger, und besitzt alle jene Reichtigkeit und Lebenswürdigkeit in der Conversation und Umgange, jene unstudirte Aufmerksamkeit auf die feineren Züge eines gebildeten Tones, welche den gebildetern Theil des livländischen Frauenzimmers charakterisirt. Da man überdem dort im Hause ganz auf livländischem Fuße lebt, so glaubte ich ganz in mein Vaterland zurückgesetzt zu seyn. Um diese schöne Täuschung, die mir unbefchreiblich wohl that, zu vollenden, spielten wir Abends eine Parthie Boston, und verpflanzten also diese schöne nordische Blume auf hiesigen Boden. Auch Sie versicherte mich, daß Sie sich nach Livland versetzt glaubte, und daß Sie mir die Empfindung gar nicht beschreiben könnte, die Sie bey Anblick eines Landsmannes fühlte; und diesem verdanke ich es auch, daß wir schon bey dem ersten Besuche die steife Ceremonie bey Seite setzen, und ich möchte sagen, uns mit einiger Zutraullichkeit

unterhielten. Einen angenehmen Eindruck machte es auf mich, daß sie selbst den Kaffee zubereitete, um 6 Uhr russischen Thee selbst in die Tassen goß, und dabei mit uns ganz vertraulich um den Tisch saß, Gebräuche, die hier ganz unbekannt sind. Der Gegenstand unserer Gespräche war fast ausschließlich Livland, ja wir sprachen sogar ehstnisch zusammen. Obgleich ich nur auf eine Stunde hinausgefahren war, blieb ich doch, durch die verbindliche Art der Einladung bewogen, bis Abends um elf Uhr dort und verließ das Haus alsdann in recht heiterer, glücklicher Stimmung. Ich freue mich sehr auf die nähere Bekanntschaft dieses Hauses, die mir gewiß nicht entgehen soll, da ich aus der Art, wie man mich aufgenommen und mich zu öftern Besuchen eingeladen hat, mir ein Beweis ist, daß man mich gern sieht. Frau v. Masson ist eine geborene Irrmann, und eine Tochter des ehemaligen sibirischen Gouverneurs Irrmann und eine Verwandte vom Prediger Jannau.

Herr v. Masson, ehemaliger Obriste in russischen Diensten, ist ohne allen Zweifel ein sehr gebildeter kenntnißreicher, und in den Staats-Geschäften gewandter Mann, aber auch voll Vorurtheile. Dies ist mein vorläufiges Urtheil von ihm. — Er erinnert sich dunkel, meine beyden ältesten Brüder im Türkenkriege bey der Armee gekannt zu haben. Sein Bruder ist Sous-Præfect in Koblenz.

Während der Ferien bin ich auch — da mir die Reise nichts kostete, indem ich sie in de la Rues Wagen machte — in Nürnberg gewesen, doch kann ich von meinem dortigen Aufenthalte nichts weiter sagen, als daß ich in der Agidius-Kirche mit vielem Vergnügen ein Gemälde von Albrecht Dürer gesehen habe, von welchem Matthison, ein Kenner, mit vielem Enthusiasmus in seinen Briefen spricht.

Den 21. Januar 1802.

Es folgt also jetzt eine physisch-moralisch-ästhetisch-akademisch-psychologische Beschreibung der weltberühmten Stadt Erlangen, die zwar nicht schön, aber doch schmutzig, zwar nicht groß, aber doch voll Studenten ist. Meine Abhandlung zerfällt in mehrere Unterabtheilungen, als da sind, von der Academia, und deren feinen und geistreichen Ton, von den Studenten und deren gebildeten Sitten, von den Gesellschaften, und deren geistvollen und menschenfreundlichen Unterhaltungen, von dem schönen Geschlecht, und dessen Ausbildung, Sittsamkeit und feiner Lebensart u. s. w. An Materie fehlt es mir also nicht, einen Brief zu schreiben, der eben so lang (=weilig) wäre, und eben so abentheuerlich, als der geistreiche, witzige Rinaldo Rinaldini. Es kommt bey derselben nur auf die Anordnung an, und daß Ordnung

mein Element ist, davon zeugt ja schon mein ehemaliges Zimmer in Odenpäh. Ich erbitte mir also mehr Aufmerksamkeit, als ehemals meinen Predigten zu Theil wurde, denn dort sprach ich wider das Medisiren und hier will ich selbst medisiren. Also zur Sache. Doch vorher mache ich eine kleine Pause. Es ist gleich Mittag, ich bin schrecklich hungrig, und schreie wie die Raben nach Futter. Und ich muß es nur gestehn, der Hunger ist meine schwache Seite. Ist mein Magen leer, so ist mein Geist es nicht minder. Es herrscht eine wunderbare Sympathie zwischen diesen beyden; sie sind immer leer und voll zu gleicher Zeit!

Den 22. Januar.

Bis jetzt gereut es mich nicht, hieher gekommen zu seyn. Ich zweifle, ob ich eine andere Universität gefunden hätte, wo ich in allen Verhältnissen so zufrieden gewesen wäre, als hier. Die Akademie selbst ist sehr gut, wenigstens gewiß für einen Juristen; die gesellschaftlichen Häuser dieser Stadt besitzen aber eben keinen großen und sehr feinen Ton, indeß gefällt man sich mit einiger Toleranz und Genügsamkeit in denselben ganz gut. Die Studenten sind zwar auch hier Studenten, indeß mögen sie sich auch vor ihren Brüdern in Halle und Jena zu einigem Vortheil auszeichnen, wenigstens haben sie mich meinen eignen Weg bis jetzt noch ganz ungeneckt gehn lassen. Das einzige, was mir hier nachtheilig werden könnte, wäre die heiße und trockene Luft, welche für die Brust sehr angreifend ist, und denen, die an derselben und an der Lunge laboriren, leicht gefährlich werden kann, und zumal im Sommer, weil Erlangen mitten in einer Sand-Wüste liegt. Auch ist die Zahl der Leute, die hier an der Schwindsucht sterben, nicht unbedeutend, wozu aber nach dem Urtheile hiesiger Ärzte die Lebensweise dieser Menschen kommt, weil sie theils äußerst unmäßig im Trinken sind, theils eine solche Profession treiben, die der Gesundheit sehr nachtheilig ist, indem hier über tausend Personen sind, die sich mit dem Strumpfweben beschäftigen. Da indeß eine Hauptursache der hier einheimisch gewordenen Auszehrung in der Beschaffenheit der Luft liegt, so war ich anfangs für mich besorgt, indeß haben mich einige Aerzte, die ich um Rath gefragt habe, beruhet und mich versichert, daß ich bey Mäßigkeit in der Lebensweise, und vorzüglich bey Beobachtung einiger hier nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, doch so leicht nichts zu befürchten hätte. Vorzüglich hat man mir auch anempfohlen, mehr Getränk zu mir zu nehmen, und zwar Bier zu trinken. Da ich nun an beydes nicht gewöhnt bin, so kostet es mich einige Mühe, es zu erlernen. Indes da ein so großer Preis, meine Gesundheit, darauf steht, so bin ich sehr aufmerksam darauf. Bis jetzt befinde ich mich indeß recht wohl, und glaube, daß dieß auch weiterhin der Fall seyn wird, denn das, was man

der hiesigen Luft vorwirft, brennende, niederdrückende Hitze, und plötzliche Abwechslung der Temperatur, findet man in Livland auch. Ueberhaupt möchte zwischen dem hiesigen und dem livländischen Klima wenig Unterschied seyn. Wir haben hier in der vorigen Woche 25 Grad Kälte gehabt, und nun schon seit drey Wochen Schlittenbahn und — Schlittenfahrten, die abentheuerlich genug sind. Doch davon nachher, jetzt werde ich eines und das andere über die Universität sagen. Wenn ich erst im allgemeinen über die Fakultäten urtheilen sollte, so würde ich sagen: die theologische ist mittelmäßig, die medizinische gut, die juristische sehr gut. Zu der ersten gehören drei: 1) der alte Superintendent und erste theologische Professor Seiler, der wohl keine biblische Erbauungsbücher schreiben kann, aber damit basta. Man thut ihm wohl nicht unrecht, wenn man von ihm behauptet, daß er seicht und ganz wider den Zeitgeist streng-orthodox ist. Was seine äußere Figur und sein Betragen anbetrifft, so kann man ihn ohne Lachen kaum sehn. Ich habe ihn einige Male im Concert gesehn, den einzigen öffentlichen Ort, den er besucht. Er erscheint dort in einem alten abgenutzten Ueberrock, und hat auf seinem Gesichte ein ewiges verklärtes Lächeln, das ihm, da er nach einer sonderbaren Angewohnheit immer mit geschlossenen Augen sitzt, schnurrig kleidet. Man scheint auch überhaupt nicht viel Notiz von ihm zu nehmen. 2) D. Rau. Er ist, glaube ich, kein unwissender Mann, auch als Schriftsteller nicht unbekannt, aber es fehlt ihm wohl an jenen durchdringenden wissenschaftlichen Geist, vorzüglich an jener höhern Ansicht, aus welcher man jetzt die theologischen Wissenschaften bearbeiten und vortragen muß, jetzt, wo die Theologie, gezwungen durch den allmächtigen Zeit-Geist, von ihrem 18 Jahrhunderte hindurch behaupteten Thron herabsteigen muß, ihr Ansehn nicht mehr äußerem Staate, sondern innerm Werthe verdanken darf. Er ist noch ziemlich orthodox. 3) Kirchen-Rath Haenlein, ein sehr vorzüglicher, als Mensch, als Schriftsteller und als Lehrer gleich achtungswerther Mann. Ohne allen Zweifel besitzt die Universität an ihn einen Schatz, und er ist auch wohl nur, der die theologische Fakultät aufrecht erhält. Er ist ein gründlicher, geistreicher und doch eleganter Theologe, und ein interessanter, Herzeindringender Kanzel-Redner. — Da er aber nur einen Theil der theologischen Wissenschaften vorträgt, so bleibt mein Urtheil wahr, daß diese Fakultät nur mittelmäßig sey. Die medizinische ist schon ungleich besser. Doch vorher noch eins. Die Zahl derjenigen, die Theologie studieren, hat seit den letzten Jahren in ganz Deutschland unglaublich abgenommen, so sehr, daß man bald nicht mehr wissen wird, wie man die Prediger Stelle besetzen soll. Sonst waren zwey drittheile der studierenden Jugend unter der Fahne der Donna Theologie, und jetzt? Von den 300, die hier etwa studieren, sind nur 30 Theologen, und unter

denen, die im vorigen Herbst hergekommen sind, ein einziger. Diefelbe Verhältniß soll auf allen deutschen Univerfitäten Statt haben. Die Ursachen diefer Abnahme liegen wohl nicht sehr verfteckt. Doch fort von den leeren Bänken Auguftins zu den vollern Galens. Die hiefigen medizinifchen Profeforen find faft alle in ganz Deutschland als Schriftfteller bekannt, z. B. Wendt und Hildebrand, die auch hier im großen Rufe ftehn. Das ift indeß das einzige, was ich davon fagen kann, denn ich kann über die Herrn nicht urtheilen. Doch möchten fie ihren Ruf wohl verdienen. Hildebrand ift auch als praktifcher Arzt sehr gefchätzt. Auch für die angrenzenden medizinifchen Wiffenfchaften ift hier gut geforgt. Hildebrand soll Phyfik und Chemie sehr schön vortragen, und Schreber ift als Botaniker vom ersten Range nicht bloß in Deutschland bekannt. Er fetzt ein großes Pracht-Werk über die Natur-Gefchichte fort, das nun bald vollendet feyn wird, da er schon bey den Supplemenen ift. Vollendet wird das Werk aber über 500 Gulden kosten. — Die befte Fakultät ift wohl jetzt die juriftifche, doch ob fie es auch weiterhin feyn werde, ift zweifelhaft, da fie im Begriff fteht, wichtige Verluste zu erleiden. Ich will etwas über ihre Lehrer fagen. Der erste und vorzüglichfte ift Hofrath Klüber, ein gefcheuter Mann von großen Umfange in Kenntniffen. Er ift hier für das kammeraliftifche und diplomatifche Studium unentbehrlich. Im letzteren vereinigt er Theorie und Praxis. Auch für die praktifchen Wiffenfchaften z. B. für den Prozeß, soll er sehr brauchbar feyn, er geht die Ausarbeitungen feiner Zuhörer selbst Wort für Wort durch, und durchfieht fie genau. Leider aber wird er wahrſcheinlich nicht lang mehr hier bleiben; er hat schon den Ruf nach Weßlar und Wien in den Reichshofrath ausgeſchlagen, auch hat ſich der regierende Herzog von Württemberg sehr viele Mühe um ihn gegeben. Es ift leicht möglich — wenigstens hat er ſich selbst ſo geäußert — daß er schon Oſtern fortgeht. Wahrfcheinlich aber geht er mit dem Miniſter Hardenberg nach Amiens zum Congreß, dies wäre mir das liebſte, denn alsdann verläßt er die Univerſität nur auf einige Zeit, und ift zu der Zeit, wo ich ihn vorzüglich benutzen könnte, wieder hier. Einen gewiffen Verlust erleiden wir aber an den Profanzler Groß, der Oſtern nach Halle auf eine für ihn sehr ehrenvolle Art geht. Der Miniſter Hardenberg nemlich ift in ſpecie Kurator der hiefigen Univerſität, und der Miniſter Maſſow Kurator aller übrigen preuffifchen Akademien. Zwischen diefen beyden Miniſtern ift nun ein förmlicher Streit über Groß geweſen. Durch den Ruf des bekannten Klein nach Berlin, ift nemlich in Halle die anſehnlichſte Stelle auf allen preuffifchen Univerſitäten, die eines Directors der ganzen Akademie, der ſelbſt den Prorektor unter ſich hat, und eines perpetuellen Profanzlers leer geworden. Obgleich nun in Halle Lehrer find, die durch ihre Verdienſte und langen Dienſte ein Recht auf dieſe Stelle

haben, z. B. Dabelow und Voltaire, und obgleich Groß noch jung, ein Ausländer und als Schriftsteller noch unbekannt ist, so hat ihn Massow doch zum Director ernannt. Hardenberg hingegen hat durchaus nicht zugeben wollen, daß Groß seine Akademie verliesse. Groß blieb lieber hier, und hat daher den Ruf abgelehnt, er hat ihn aber zum zweyten Male auf eine Art erhalten, daß er ihn nicht ausschlagen durfte. Es heißt hier zwar seit acht Tagen, Hardenberg sey endlich durchgedrungen, und Groß bleibe hier, allein es ist unwahrscheinlich. Halle macht unstreitig eine große Acquisition an ihm. Er ist zwar noch im Werden, wenn ich so sagen darf, allein das, was er jetzt schon leistet, läßt auf das schließen, was er noch inskünftige leisten wird. Ich höre bey ihm die Institutionen und habe also selbst Gelegenheit, seine Präcision, seine Deutlichkeit im Vortrage, seine Gründlichkeit und Eleganz und die große Liebe und den Eifer zu bemerken, mit welchem er die Wissenschaft vorträgt und seinen Zuhörern lichtvoll zu werden sucht. Er giebt jetzt ein Natur-Recht heraus, das mir, so weit es heraus ist, recht wohl gefällt. Auch als Mensch ist er sehr achtungswürdig, von gradem, für Recht und Wahrheit eifrigem Character. Da ich dichte bey ihm im Collegio sitze, so ist es mir gelungen, durch unausgesetztes Besuchen desselben und durch Attention, seine Aufmerksamkeit einigermaßen auf mich zu ziehn. Neulich besuchte ich ihn nach mehreren Monaten wieder einmal und wurde von ihm mit vieler zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen und mit einem für mich sehr schmeichelhaften Ausdruck von Willkommen empfangen. Ich wurde hiervon um so mehr enchantirt, als er sonst ein etwas sauertöpfischer Mann ist, und nicht viel außs Besuchen hält. Mich hat er indeß mit vieler Artigkeit zu öftern Besuchen eingeladen. Ich war in der Absicht zu ihm hingegangen, nur eine Viertel-Stunde bey ihm zu bleiben, unser Gespräch kam aber so sehr im Train, daß ich, ohne dasselbe brusquement zu unterbrechen, nicht unter zwey Stunden weggehn und — was ich doch gern gethan hätte, nicht zwey Worte mit seiner Frau sprechen konnte. — Noch einen vorzüglich guten Lehrer haben wir an Hofrath Glück, dessen Hauptfach die Pandekten sind. Er schreibt jetzt einen Commentar über dieselben, der erstaunlich weitläufig werden wird. Er ist überhaupt fürs römische Recht vorzüglich und also mir sehr nützlich. Professor Gründler soll fürs preussische Recht sehr brauchbar seyn. Von dem Professor Gehger weiß ich, obgleich er zu unserer Fakultät gehört, auch nichts zu sagen. Wenn ich alles zusammen fasse, so möchte ich behaupten, daß Erlangen, für den Juristen eine der vorzüglichsten deutschen Universitäten sey. Freylich ist es mit ihr aber wahrscheinlich vorbei, wenn Groß und Klüber zugleich fortgehn sollten.

Was nun endlich die übrigen Wissenschaften betrifft, die zu keiner von

diesen dreien Fakultäten unmittelbar gehören, so werden einige besser, einige schlechter gelehrt, wie es wohl auf allen Universitäten, die kein ganz vorzüglich starkes Personale haben, seyn möchte. Am meisten liegen hier die historischen Wissenschaften darnieder. Der einzige, der sie vorträgt, ist Hofrath Meusel. So berühmt er aber als Schriftsteller, und so achtungswürdig er in seinem Privat-Charakter ist, so ist er aber doch in seinem Collegio ein matter, trivialer, geist- und urtheilsloser Compiler, der ewig auf dem Boden herumkriecht, das Feld der historischen Wissenschaften also nie in einem Blick überfiehet, er der sich nie bis zu einer Höhe hinaufhebt, daß er einen Gegenstand aus einem höhern Standpunkte betrachten könnte. Es ist nicht möglich, eine so edle Wissenschaft gemeiner zu behandeln. Ich achte die Zeit, die ich in seinem Collegio zubringe, für verlohren, und würde es ganz aufgeben, wenn mich nicht persönliche Rücksichten abhielten, und wenn mich nicht der freye Gebrauch seiner schönen Bibliothek entschädigte. Es ist mir wirklich unbegreiflich, wie so sehr platt er zuweilen seyn kann. So gab er z. B. gestern Neugierde als die einzige Ursache an, warum Cäsar nach Britannien gegangen sey. Und doch ist er wirklich als historischer Schriftsteller sehr achtungswerth. Er hat z. B. eine Geschichte von Frankreich geschrieben, von der ein so kompetenter Richter, als Spittler ist, urtheilt, sie sei bey weitem das beste, was im deutschen über die französische Sprache geschrieben sey. — Für die Philosophie sind hier vorzüglich zwey: 1) Professor Memel, ein eifriger Fichtianer, über dessen Werth als Philosoph ich nichts sagen darf, theils weil ich über diese Materie nicht zu urtheilen wage, theils weil ich sein System zu wenig kenne. Im gewöhnlichen Leben ist er ein streitsüchtiger, intoleranter, leidenschaftlicher Mann. Auch hat er heftige Streitigkeiten mit mehreren Gelehrten, unter andern mit Nikolai eine, die ans Scandal reicht. 2) Professor Abicht, ein sanfter, artiger Mann. Was sein System anbetrifft, so kann ich weiter nichts darüber sagen, als daß es sehr paradox ist. Im Umgange ist er ein sehr artiger Mann, mit dem ich noch vorgestern bey einer Bouteille Burgunder einen vergnügten, und für mich lehrreichen Abend zubrachte. Professor Breyer, der auch zu der philosophischen Gilde gehört, und von dem mir Hofrath Klüber neuerdings sagte, daß er in Erlangen den größten Umfang von Kenntnissen hätte, liest gar nicht mehr. Für die mathematischen Wissenschaften soll Langsdorf, für Finanz und Comeral Wissenschaften Bensen, und für das accouchement Deutsch gut seyn. In den alten klassischen Sprachen und Alterthümern soll Professor Harleß senior sehr viel leisten. Für die französische Sprache ist Professor d'Orgelet, ein einsichtsvoller Philologe, der seine Sprache gründlich erlernt hat, prächtig prononcirt, alle klassischen Schriftsteller seiner Nation auswendig kann, und auch die Theoretiker der französischen Sprache studiert

hat. Dabey ist er ein sehr interessanter Mann, und — von ganzem Herzen mein Freund. Er spricht aber nur französisch, ist also für die Anfänger nicht brauchbar. Ueberdem ist er sehr theuer; eine Caroline für den Monat. Demungeachtet giebt er 14 Stunden täglich Unterricht, von 6—12 und von 1—9. Auch fürs englische und italiänische ist hier gesorgt, wie gut? kann ich nicht sagen. Endlich giebt es hier Tanzmeister, Fechtmeister, Stallmeister, und Gott weiß, was für Meister noch. Die hiesige Bibliothek ist 50,000 Bände stark, und vorzüglich gut mit französischen Büchern versehen. Aus Mangel am Fond werden jetzt nur Fortsetzungen größerer Werke angeschafft. Zu einem Clinicum hat der König jetzt 20,000 Thaler bewilligt. — Dies möchte nun ein Abrégé über die hiesige Universität seyn. Des Zusammenhanges willen sage ich nun noch ein paar Worte über die hiesige hoffnungsvolle studierende Jugend. Das Symbolum derselben ist: Jugend hat keine Tugend. Zu viel Böses will ich indeß von ihr nicht sagen. Denn obgleich manches rüde und brutale mich choquirt, so habe ich es mir ärger vorgestellt. Auch ist man hier im Ganzen fleißig. Weiter weiß ich aber auch nichts Gutes von ihnen zu sagen; ich habe nicht die Ehre mit den Herren bekannt zu seyn. Die schlesische Landsmannschaft zeichnet sich durch Gesittetheit und Fleiß vortheilhaftig aus, die Berliner hingegen durch Schuldenmachen und Ostentation eines großen Tons. Uebrigens besteht hier das Grafen-Collegium aus 2 Grafen Zinkenstein, Söhne des berlinischen Ministers, einem Grafen Piper aus Stockholm, und dem Grafen von der Lippe. An diese schließt sich ein englischer Lord an, dem ich den Namen pauvre honnête gegeben habe, weil er zwar viel Ahnen, aber kein Geld hat. (Schiefe Beine hat er auch). Außerdem sind hier fünf Herrn v. Salis aus der Schweiz, die alle in gleichem Alter stehn. Ihre Familie ist in Graubünden 72 Köpfe stark. Bey Meusel sind unserer nur vier, wir sind aber aus allen Winkeln von Europa zusammengeblasen. Es besteht nämlich aus einem Rymmeltürken, mein Hausgenosse, Herrn Pust, aus einem Schottländer Namens McCarrel, aus dem schwedischen Großen Piper und mir. Und damit Punctum. Die Hand thut mir wehe. Es ist überhaupt heute schönes Wetter, und ich werde eben von Herrn de la Rue zu einem Spaziergange eingeladen. Ich habe indeß hinzusetzen vergessen, daß der bekannte Geograph Fabri auch hier ist, aber hier in größter Dunkelheit lebt, und fast kein Collegium zu Stande bringt. Künftigen Sommer will ich die Statistit bey ihm hören.

Den 26sten Januar.

Ich bitte Sie, meine liebe Mutter, mir mein tollkühnes Versprechen, Sie mit den hiesigen Schönen bekannt zu machen, zu erlassen. Lassen Sie

erst eine längere Bekanntschaft mich in den Stand setzen, jeder Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, dann will ich sie alle nach dem Linnéschen System klassificiren. Im ganzen genommen glaube ich, daß das hiesige schöne Geschlecht mir niemals gefallen wird; es zeichnet sich weder durch Schönheit noch durch Liebenswürdigkeit aus. Man findet hier nicht eine Dame, von der man aus Herzensgrund sagen könnte, daß sie recht hübsch wäre. Auch muß man hier keinen besonders feinen oder gebildeten Ton suchen. Die deutsche Ehrlichkeit praedominirt hier überall. „Wir sind bieder und natürlich, und das ist genug gethan.“ Es ist hier aber auch ein so dürrer, heißer Boden, wie in der Mark, auf welchem die Blumen weiblicher Liebenswürdigkeit nicht recht gedeihn!

Wenn Sie mich nach dem hiesigen gesellschaftlichen Ton fragen, so antworte ich: man spielt hier Karten. Wenn man sich im Damen-Klub versammelt, womit vertreibt man sich die Zeit? Man spielt Karten. Wenn man aber in Privat-Häusern zusammen kommt? Man spielt Karten! Aber wenn man sich in Bruck oder auf dem Schießhause versammelt? Man spielt Karten. Aber zum Henker, wenn man eine Landparthie macht, so nimmt man doch nicht die Karten mit? Pfui, nein! man findet überall welche, und es spielt sich so angenehm in schöner Natur Karten! In allem Ernste gesprochen, der Refrain aller hiesigen Vergnügungen ist das Spiel! es ist der Reffort, der Hebel, der heilige Geist aller Gesellschaften. Das ist nun in der That abscheulich und erbärmlich. Die vernünftigsten Männer, die das interessanteste und geistreichste Gespräch zu unterhalten im Stande sind, greifen zu den Karten. Will man einen solchen sprechen, so muß man ja darauf sehn, selbstwey mit ihm zu sehn; kommt unvermuthet ein dritter dazu, so ist die L'Hombre-Parthie fertig. Das einzige, was dieses ewige Spielen interessanter macht, ist, daß in der Regel immer ein „menschenfreundlicher Chevalier“ mit zwey Damen spielt. Mehrere Bekanntschaften verdanke ich dieser Gewohnheit. Alle Frauenzimmer, die mehr als sechszehn Sommer zählen, spielen. Anfangs machte es einen närrischen Eindruck auf mich, ein blutjunges Dirnchen sich mit der wichtigsten Wiene zum L'Hombre niedersetzen zu sehn.

Den 27ten Januar.

Wir haben hier zwey fogenannte Klubbs. Der eine heißt die Mittwochsgesellschaft, und ist grade dasselbe, was bey uns die Klubbs sind, nur daß man sich bey uns alle Tage versammelt und hier nur Mittwoch. Die Mitglieder, die sich in die ordentlichen (Honoratioren) und außerordentlichen Studenten abtheilen, versammeln sich Mittwoch um 4 Uhr, rauchen Taback, trinken Bier und spielen Karten. Da ein Theil der Anwesenden

aus Studierenden besteht und ein Theil der Honoratioren auch ein bisschen plump sind, so geht es dort sehr tumultuarisch zu; dabey sind die Zimmer von oben bis unten dicht mit Tobacksqualm angefüllt und die Tische mit Bierkrügen bedeckt, das Ganze gleicht vollkommen einer Bierkneipe. Ich gehe sehr selten hin, und dann auch nur auf eine Viertelstunde, wenn ich Jemanden, dem ich etwas zu sagen habe, dort anzutreffen weiß. Des Sonntags versammeln sich die Damen ebenfalls um vier; es darf kein Toback gereicht, und kein Bier verschenkt werden, sondern an dessen Stelle wird (schlechter) Thee und Backwerk gereicht. Daher erscheint hier, selbst von Honoratioren, nur der feinere Theil. Fast alle Damen von Bedeutung findet man hier. Zwischen vier und fünf findet sich die Gesellschaft zusammen; man trinkt Thee, spricht untereinander, macht seine Cour den Damen und Herren, je nachdem man sein Interesse daran findet, und die Parthien assortiren sich. Um fünf oder halbsechs setzt man sich an die Spieltische und spielt P'ombre, Tarock, Whist oder Quadrille. Um acht steht man auf und jeder geht nach Hause, dieser niedergedonnert durch die Zartherzigkeit seiner Donna, jener mit verklärtem Angesichte, auf welchem der Widerschein eines Sonnenblickes seiner Innamorata glänzet; jene ärgerlich über den Verlust im Kartenspiele, diese triumphirend über den Gewinnst an Eroberungen, den sie für den Verlust an Gelde eingetauscht hat u. s. w. Diese Versammlungen dauern aber nur den Winter über. Der zweyte Klub ist der musikalische. Er giebt alle Freytage, Abends um fünf Uhr Konzerte, worin häufig Liebhaber spielen und die Venezianerin zuweilen singt. Die Konzerte sind größtentheils schlecht, man findet dann aber doch die beau monde dort und pouffirt sich während der Pause.

Außer diesen Klubs giebt es hier Bälle, welche im Mittwochs-Klub drey Mal im Winter und drey Mal im Sommer (einer fällt gerade in die Hundstage) den Mitgliedern gegeben werden; und die ich schon oben beschrieben habe. Außerdem haben wir drey Redouten oder wie man sie bey uns heißt, Masquaraden, die im Königl. Redouten-Hause gegeben werden, wo in der That ein schöner Saal ist. Sie gehn um zehn Uhr Abends an und dauern bis vier, fünf Uhr des Morgens und werden stark besucht. Zuweilen sollen mit den Zuschauern auf der Gallerie, die rund um den Saal läuft, gegen tausend Personen gegenwärtig seyn. Indes ist die Zahl der Masquen sehr klein und die wenigen sind elend und trivial. In diesen Tagen ist die zweyte, die in der Regel sehr brillant ist, wie man sich hier auszudrücken pflegt.

Ein anderes sehr benutztes (und abgenutztes) Vergnügen ist hier das Besuchen des 2—3 Werste von der Stadt belegenen Dorfes Bruck. Mittwochs, aber vorzüglich Sonnabends, zumal wenn schönes Wetter, geht, reitet

oder fährt die große Erlangische Welt hinaus und spielt größtentheils Karten, und trinkt, je nachdem die Kasse silzig oder großmüthig ist, Bier oder Caffee. Abends kommt man wieder in die Stadt. Manches tête-à-tête giebt sich dort, wo die Aufmerksamkeit getheilter und das weibliche Herz unbewachter ist. Ich gehe zuweilen, aber nur immer in Gesellschaft, hin. Ein anderer nicht so stark besuchter Ort ist das dicht an der Stadt belegene Schießhaus, wo man es grade so macht wie in Bruck. Im Sommer soll es weit häufiger besucht werden, da man, weil es allerliebste liegt, im Freien Karten spielt.

Die Gesellschaften in Privat Häusern nehmen den Charakter an, den die öffentlichen haben. Man wird in dieselben mit der angenommenen Formel eingeladen: zu Thee und Spiel. Diese, fast die einzigen, die man hier hält, sind fast eben so, wie der Damenklub, nur mit dem Unterschied, daß man dort, was man genießt bezahlt, in diesen aber Thee, Wein u. s. w. umsonst erhält, wenn man nicht etwa die Ueberschwemmung von Nöthigungen und Komplimenten erwidern muß. Ein anderer Unterschied ist, daß man sich im Klub seine Gesellschaft selbst wählt, hier aber die Wirthin jeden placirt. Um 8 geht man ebenfalls aus einander.

Den 27sten Abends.

Auch bin ich Mitglied einer kleinen Gesellschaft, deren Mitglieder außer mir nur sechs sind; Walthers, in dessen Hause wir uns versammeln, Professor Abicht, Doctor Rose, Baron Rottwitz, Herr v. Czambowsky, Herr v. Biztthum und ich. Mehrere Mitglieder nehmen wir nicht auf. Alle Sonnabend versammeln wir uns um 5 Uhr, und lesen irgend etwas aus der neuern schönen deutschen Litteratur, ohne das dahin einschlagende Ernsthaftere auszuschließen; einer liest nach dem andern vor; jeder hat das Recht seine Bemerkungen zu sagen, und den andern auf die Schönheiten oder Fehler des Vorgelesenen aufmerksam zu machen. Um 8 Uhr speisen wir zusammen und ganz frugal, plaudern, doch ohne uns sflavisch daran zu binden, über unsere Lektüre und gehn um zeh'n Uhr nach Hause. Jetzt lesen und kritisiren wir den Wilhelm Meister.

Ende.





Nachdruck verboten.

Drei neue Gedichte

von Maurice Reinhold von Stern.

I.

Erträumter Frühling.

Noch deckt die Sonne Morgenrauch.
Es qualmt zum Licht und neigt das Laub.
Voll Thau steht der Wachholderstrauch.
Die Weide träumt im Blütenstaub.

Dort hinter'm Krug das Haidekraut,
Schon röthet sich's dem Frühling zu.
Der Schleier reißt, der Himmel blaut
Und Quellenmurmeln weckt die Ruh'.

Nun tönt auch Drosselruf darein.
Gold stäubt vom Weidenbusch in's Licht.
Und lächelnd blickt im Sonnenschein
Der Heimath treues Angesicht.

Ein Räuchlein schwebt vom Dach empor.
Gott segne dich, du Heimathsrauch!
Dich auch im zarten Morgenflor,
Du blüthengoldner Weidenstrauch!

Du Haidekraut, mein Haidekraut,
Umbblüh' nur dich und roth das Land,
Das Traumland, wo der Friede blaut,
Das Heimathland, das Heimathland!

II.

Am Herrenberg.

Am Herrenberg. Die Buchen steh'n benezt
 Und athmen dampfend die verklärte Frische;
 Im Laubgehölz der Regenvogel schwätzt
 Und Perlentropfen blinken durch die Büsche.
 Im Schatten ruht der feuchte Waldweg da,
 Nur hier und da durchblitzt ein Strahl die Tannen.
 Ein tiefes Heimweh will mich übermannen
 Und ein Geheimniß ist der Seele nah.

Ein Wäldchen seh' ich, fremd und doch vertraut,
 Der Kuckucksruf hallt fernher durch die Stille.
 Die Wiesen funkeln, regenschwer durchthaut,
 Und hoch im Heustock zirpt im Traum die Grille.
 Da, welch' ein Bild! Es taucht aus Traumesbann
 Das Vaterhaus, in Regenglanz versunken,
 In blanken Scheiben Abendsonnenfunken —
 Und meine Seele lacht die Kindheit an!

Verweht das Bild. — Es plaudert der Pirol,
 Der fremde Waldweg schweigt in seinem Dunkel.
 Vom Dorf her tönt verworrenes Gejohl'
 Und durch den Laubwald wandert ein Gefunkel.
 Da macht die Seele ihre Abendraust
 Und sucht ein Gleichniß in den blinden Dingen:
 Die Heimath ist, vertrau' dich deinen Schwingen! —
 So weit und groß, wie sie dein Herz erfaßt.

III.

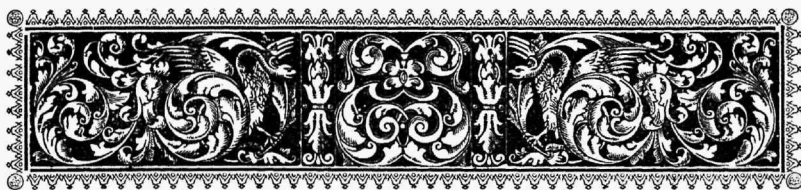
Glück in den Wolken.

Schweigen rings. Es predigt nur
 Eines Vögleins Kehle.
 Blau die fernumflorte Flur,
 Wunschlos meine Seele.

Leise senkt sich wie Gebet
Tiefe Stille nieder.
Was der heil'ge Friede weht,
Klingt im Herzen wider.

Klingt im Herzen, klingt im Lied
Und verhallt im Blauen
Droben, wo ein Wölkchen zieht,
Ist ein Glück zu schauen.





Streifzüge durch die neueste deutsche Erkenntnistheorie, Psychologie und Logik.

III.

Gustav Teichmüller, Neue Grundlegung der Psychologie
und Logik.¹

Der Weg von Avicenna zu Teichmüller ist weiter, als derjenige von Zürich nach Dorpat. Obwohl Söhne einer und derselben Zeit und eines und desselben Landes, haben die beiden Forscher doch nichts weiter mit einander gemein, als die formale Zugehörigkeit zu einem und demselben Beruf, was vielleicht auf keinem Gebiet der Wissenschaft weniger zu bedeuten hat, als auf demjenigen der Philosophie. Während Avicenna ganz im Banne übereilter naturwissenschaftlicher Verallgemeinerungen steht und als ein typischer Vertreter der modernen sog. positivistischen Weltanschauung gelten kann, geht Teichmüller vom historisch Gegebenen, hauptsächlich von der antiken Philosophie, aus, zu deren hervorragendsten Kennern er bekanntlich gehört. Ebenso weit entfernt von kritikloser Verherrlichung des antiken Geistes, wie von kritikloser Verallgemeinerung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse der Gegenwart, ist Gustav Teichmüller der Schöpfer eines speculativen Systems, dessen Inhalt ein kühner Idealismus, dessen Form unzweideutige Klarheit und dessen Wegweiser die Kritik ist.

Das Werk, welches uns hier beschäftigen soll, ist ein nachgelassenes Werk. Während er mit der Revision des Manuscriptes beschäftigt war, wurde der Autor vom Tode dahingerafft. Aber wie in der männermordenden Schlacht der Freund und Waffengefährte sich beugt über den gefallenen

¹ Breslau, Verlag von Wilhelm Koebner. 1889.

Krieger, die den erstarrenden Händen entfallenen Waffen aufhebt und hinaus-trägt zu neuem Kampf und Sieg, so hat Gustav Teichmüller in Gestalt eines Freundes und Schülers einen würdigen Vollstrecker seines wissenschaftlichen „letzten Willens“ gefunden. J. Ohse, Privatdocent an der Universität Dorpat, hat das Verdienst der Herausgabe des Werkes. Er hat sich — das sei hier gleich vorausgeschickt — dieser keineswegs leichten Aufgabe mit einer Discretion und Selbstbeschränkung unterzogen, welche seinem Pietätsgefühl wie seinem kritischen Bewußtsein in gleicher Weise zur Ehre gereichen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, ein Bild von dem ganzen Entwicklungsgange Teichmüllers zu entwerfen. Das würde den vorge-schriebenen Rahmen dieser Excurse weit überschreiten. Wir werden uns vielmehr auf die nachgelassene „Neue Grundlegung der Psychologie und Logik“ be-schränken, nicht nur aus technischen Gründen, sondern auch deswegen, weil vielleicht keines der Werke Teichmüllers für seinen principiellen Standpunkt in so hohem Grade kennzeichnend ist, wie das genannte. Immerhin darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Kenntniß von Teichmüllers „Studien zur Geschichte der Begriffe“ sowie seiner „Religionsphilosophie“ zum Verständniß des vorliegenden Werkes bis zu einem gewissen Grade nothwendig erscheint.

Teichmüller geht nämlich, darin unterscheidet er sich vortheilhaft von den „Positivisten“, in seiner historisch-kritischen Einleitung von der Geschichte der Begriffe aus. Indem er die verschiedenen Stufen der Entwicklung der Begriffe kurz, aber klar umschreibt, die dogmatische (von Thales bis Sokrates), die kritische (von Sokrates bis in die Gegenwart: Platon, Aristoteles, Cartesius, Locke, Leibniß, Kant, Hegel, Fichte, Herbart, Schopenhauer), gewinnt er die Grundlagen der philosophischen Wissenschaft, ohne sich mit den Philosophen der Gegenwart auseinanderzusetzen zu müssen, bei denen er die gesuchten Anfänge zum Neubau nicht findet. Das Resultat der historisch-kritischen Untersuchung besteht in dem wichtigen und überraschenden Ergebnis, daß in der ganzen bisherigen Entwicklung der Begriffe das Problem des Verhältnisses von Bewußtsein und Erkenntniß entweder gar nicht oder falsch gestellt worden ist. Von der Erkenntniß des fundamentalen Unterschiedes in dem Inhalt der genannten Begriffe geht das Teichmüllersche System der neuen Grundlegung der Psychologie und Logik aus. Aus der Thatsache, daß „die Früheren weder die Probleme aufgestellt, noch etwa die Lösung anticipirt haben“, leitet Teichmüller das Recht ab, einen neuen Anfang zu machen.

Darüber zunächst eine kurze Bemerkung. Es ist charakteristisch für die moderne philosophische Denkungsweise, im Gegensatz zu der antiken, daß das Problem der Erkenntniß überhaupt gestellt wird. Während der moderne

Philosoph die Frage nach der Möglichkeit und Art des Erkennens mit dem Bewußtsein ihrer weittragenden Bedeutung stellt, nimmt der antike Philosoph das Erkennen ebenso wie die Erscheinungswelt naiv als Thatsache hin. Von den neueren Philosophen haben allerdings mehrere das Problem hart gestreift. Locke und Cartesius stecken in Bezug auf das Erkenntnißproblem noch tief im überkommenen Dogmatismus; Leibniz verwechselt noch Bewußtsein und Apperception; Kant erkennt zwar mit durchdringender Klarheit die Subjectivität der Erkenntnißbedingungen, aber sein Ding an sich ist, wie Reichmüller treffend bemerkt, auch nur ein dogmatisches Vorurtheil, ebenso wie es seine Postulate des empirischen Denkens sind. Zu einer klaren Stellung des Problems gelangt also auch Kant nicht. Auch Fichte steht noch ganz auf dem platonischen Standpunkt, indem er das Bewußtsein als ein Wissen und das Ich als eine bloße Erkenntniß faßt; aber er betont doch ausgehend vom subjectiven Idealismus Kants, ebenso wie später Herbart und Schopenhauer, mit großer Kühnheit die Phänomenalität der Erscheinungswelt. Aber auch die genannten Philosophen erkennen nicht den fundamentalen Unterschied zwischen dem Bewußtsein und der Erkenntnißfunction, ebenso wenig wie Hegel, bei dem das Bewußtsein und das Selbstbewußtsein bloße Stufen des Erkenntnißprocesses sind und die Consequenz der einseitig-idealistischen Voraussetzungen auf die Spitze getrieben wird. Mit den neuesten Philosophen setzt sich Reichmüller, wie gesagt, in seiner historisch-kritischen Einleitung principiell nicht auseinander, unseres Erachtens mit gutem Grunde. Die Frage, in wie weit die nach seinem Tode über die betreffende Frage entstandene Literatur eine kritische Würdigung erfordert oder wünschenswerth hätte erscheinen lassen, kann uns hier nicht beschäftigen. So weit wir die einschlägige Literatur übersehen, erscheint es uns wahrscheinlich, daß auch ihr heutiger Stand an dem Verhalten Reichmüllers nichts würde geändert haben können.

Der Ueberblick über die Geschichte der Begriffe zeigt uns, daß vor Reichmüller kein Philosoph (Herbart vielleicht ausgenommen) die entscheidende Bedeutung des Problems des Verhältnisses von Bewußtsein und Erkenntniß erkannt, oder auch nur das Problem richtig gestellt hat. Reichmüllers historische Bedeutung ist darin zu erkennen, daß er das Problem klargestellt und in seiner Klarstellung zum Ausgangspunkt einer neuen Grundlegung der Psychologie und Logik gemacht hat.

Im zweiten Capitel wird der neue Lehrsatz entwickelt. Hier interessiert uns zunächst die Art, wie Reichmüller überhaupt den Wissenstrieb ableitet.

„Denn der Grund, der zur Forschung treibt“, so sagt er in der Einleitung, „liegt nicht in dem Gegenstande des Erkennens oder des Nichterkennens, sondern in dem Gefühl; nur weil uns die Unordnung ein unangenehmes Gefühl auslöst, entspringt die Denkbewegung zur Herstellung der Ordnung, und Widersprüche treiben nicht direct zu einer Lösung, ebenso wenig wie Räthsel und alle Aufgaben, sondern indirect, weil sie einen Zustand des Unbefriedigtseins herbeiführen, den wir abzustellen suchen.“ Diesen Zustand, „wo man keinen Weg sieht“, bezeichnete Platon als Aporie. Teichmüller adoptirt diesen Ausdruck und zeigt, von Hegels Auffassung des logischen Denkens ausgehend, drei solcher Aporien auf. Die erste Aporie findet er bei der Lehre von den Empfindungen, welche bis auf den heutigen Tag von den meisten Forschern als die unterste Stufe des Bewußtseins angesprochen werden, auf die sich alle spätere Erkenntniß aufbaut. Es existirt also in Bezug auf das Verhältniß von Empfindung und Erkenntniß eine vollkommene Rathlosigkeit, eine Aporie. Dasselbe gilt für die Gottesvorstellung, welche „in der menschlichen Geschichte überall vorkommt, ohne daß ein unmittelbares Bewußtsein des zugehörigen Gegenstandes oder eines ähnlichen vorhanden wäre“. Die dritte Aporie bildet die Annahme, daß Bewußtsein und Selbstbewußtsein Erkenntnißstufen wären, eine Annahme, die sich bei Kant, Fichte, Hegel, Herbart und in der modernen Psychologie vorfindet. Wie ein Haus aus Ziegelsteinen, so sollen sich aus den primären Erkenntnißstufen (Bewußtsein und Selbstbewußtsein) alle späteren und höheren Erkenntnisse aufbauen. Teichmüller weist nun hier mit Recht darauf hin, daß Bewußtsein und Selbstbewußtsein etwas Accidentelles sind, „was hinzukommen oder fehlen kann, ohne daß die zugehörigen Acte dadurch verändert werden“. Er illustriert das durch ein paar sehr geistreiche Beispiele und schließt den betr. Passus in der ihm eigenen drastischen Weise mit den Worten: „Wenn deshalb die Bewußtheit etwas Accidentelles ist, so können auch die höheren Erkenntnißstufen ebenso wenig mit solchem Material gebaut werden, wie ein Haus mit dem Schatten, den die Ziegelsteine werfen.“

Teichmüller stellt sich auf denselben Ausgangspunkt, wie Platon, Aristoteles, Cartesius, Locke und Kant, d. h. er fängt mit dem uns gegebenen Bewußtsein an. Er zeigt uns, wie Kant sich über elementare Voraussetzungen (Ursprung der Empfindungen, der Kategorien, der transcendentalen Einheit der Apperception 2c.) hinweggesetzt habe und wie deshalb diese elementaren Voraussetzungen zu studiren seien.

In dem gegebenen Bewußtsein unterscheidet Teichmüller Dreierlei: „Zuerst das ideelle Sein oder den Inhalt und Gegenstand unserer Erkenntnißfunction, der sich dadurch fest und bestimmt bezeichnen läßt, daß sich auf ihn allein die Werthbestimmungen des Wahren und Falschen

beziehen; zweitens das reale Sein oder die Acte, Functionen, Handlungen, welche ihr Erkennungszeichen darin haben, daß auf sie allein die Ordnungsform der Zeit und die Unterschiede der Wirklichkeit oder Nichtwirklichkeit angewendet werden; drittens das substanciale Sein oder die Ichheit, welche den einheitlichen, sich selbst bewußt werdenden Beziehungsgrund alles idealen und realen Seins bildet."

Es ist also dreierlei zu unterscheiden: das Ich erkennt, das Erkennen ist ein Act und hat einen Inhalt. Außerdem construirt Reichmüller den Begriff der semiotischen Erkenntniß. Es findet sich noch etwas in dem Bewußtsein vor, was keine Erkenntniß ist, sich aber durch Zeichen, z. B. durch die Sprache, für die Erkenntniß verwerthen läßt. Zu diesem semiotisch darzustellenden Gebiete zählt Reichmüller die Gefühle, „die selber keine Erkenntnisse und also nicht ideelles Sein bilden“. Er zählt sie, ebenso wie die Handlungen, zum realen Sein.

Die formale Basis der „Neuen Grundlegung der Psychologie und Logik“ bildet also die Einteilung in Erkennen, Fühlen und Handeln. „Nur die Gottheit“, so bemerkt unser Philosoph an dieser Stelle, „ist übrig gelassen und will sich nicht in diesen Gliedbau fügen; wir sind aber weit davon entfernt, ihr darum ein Ausweisungsdecret, wie die Atheisten und Pantheisten, zuzufertigen, sondern wir werden in Muße ihre Forderungen prüfen und dementsprechend Stellung nehmen; denn wir sind Philosophen und haben Muße zu hören und zu richten, und, wenn wir eine Passion haben, so ist es die Passion, die Wahrheit zu erkennen und ihr Alles zu opfern. Ehe wir aber diese schwierige theologische Frage aufnehmen, ist es gut, mit dem Einmaleins der anderen Fragen erst ins Reine gekommen zu sein.“

Zunächst vollzieht Reichmüller die logische Abtrennung des Begriffs der Erkenntniß von dem Begriff der Bewußtheit, indem er überzeugend nachweist, daß eine Erkenntniß bewußt oder unbewußt sein könne. Als das Wesentliche der Erkenntniß bezeichnet er die Thatsache eines Coordinatensystems, in welchem mindestens zwei Beziehungspunkte zu der Einheit einer Function zusammengefaßt werden, wobei er die sogenannten einfachen Urtheile, aus denen ein complicirter Erkenntnißproceß zusammengesetzt ist, auch als Schlüsse bezeichnet. (Die nähere Erklärung hierfür findet sich in seiner Religionsphilosophie S. 209). Für das Bewußtsein ist nun charakteristisch, daß es kein Coordinatensystem bildet und keine Beziehungspunkte hat. Es ist im Verhältniß zur Erkenntniß ein einfaches, ohne deswegen nur ein Bestandtheil der Erkenntniß zu sein. In Bezug auf diese Frage ist der Satz von Wichtigkeit: „Gäbe es also kein Bewußtsein, so gäbe es auch keine Erkenntniß, aber nicht umgekehrt.“

Auf die nun folgende Abrechnung mit Herbart und seiner Schule können wir hier nicht eingehen, weil es uns zu weit führen würde. Es genügt zu constatiren, daß Reichmüller Herbart, welchem er offenbar reiche Anregung verdankt, Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er erkennt an, daß Herbart das Problem wenigstens richtig gestellt, wenn er es auch falsch gelöst hat. Auch darin weicht er von Herbart ab, daß er das Bewußtsein nicht als eine gesellschaftliche Leistung, sondern als eine elementare Thatfache auffaßt. Ausgehend von der Kritik Herbarts construirt Reichmüller einen neuen Lehrsatz, der für sein ganzes System grundlegend ist. Dieser Lehrsatz lautet:

„Bewußtsein ist ursprünglich ein specifischer Grad der Intensität einer einzelnen elementären geistigen Function und bedeutet daher zweitens auch die Summe aller gleichartigen und gleichzeitigen Acte.“

Herbart ging von der Annahme aus, daß die Elemente des geistigen Lebens lauter Vorstellungen seien und als solche alle bewußt sein müßten. Reichmüller weist nach, daß die Vorstellungen erstens nur einen kleinen Theil des geistigen Lebens bilden, und daß sie zweitens gar nicht nothwendig bewußt sind, daß es vielmehr von dem Grad ihrer Intensität abhängt, ob sie jemals zum Bewußtsein gelangen. Es heißt da an einer Stelle (S. 24): „Vorstellungen können sich ebenso wenig in ein Streben verwandeln, wie ein Löwe in ein Pferd. Die statische Schwelle ist deshalb rein fictiv, so lange nicht gezeigt werden kann, daß Vorstellungen an sich bewußt sind und ihre Bewußtheit etwa in der Weise besitzen, wie ein Gummiball seine Ausdehnung, die durch äußeren Druck verringert wird, sich aber bei Nachlassen des Druckes wieder herstellt. Darum sage ich, daß die Herbart'sche Bewußtseinstheorie von Anfang an verfehlt ist, weil sie das elementäre Bewußtsein nicht erforscht, sondern voraussetzt, die Vorstellungen wären an sich bewußt. Herbart erklärt also das Bewußtsein durch das Bewußtsein; denn unter Bewußtsein versteht er bloß die auf dem Schlachtfeld am Leben gebliebenen Krieger, deren Kameraden zu Leichen und dann zu Larven geworden und verschwunden sind.“

Von den bedeutenden Schülern Herbarts berücksichtigt Reichmüller hauptsächlich Ludwig Strümpell, dessen „Grundriß der Psychologie“ sich mit denselben Problemen befaßt. Strümpell faßt das Bewußtsein ebenfalls nur als einen Unterschied im Vorstellungsverhalten und das Ich nur als eine vielfach complicirte Erkenntnißfunction auf. Demgegenüber stellt Reichmüller die Unveränderlichkeit und absolut einfache Form des Bewußtseins fest und beweist, daß Herbart und die Herbartianer das Bewußte mit dem Bewußtsein verwechseln und für Bewußtseinsarten halten, was Erkenntnißformen sind. Dieser Nachweis wird speciell auch an Locke geführt.

Der Standpunkt Reichmüllers ist klar in dem nachfolgenden Satze (in Form einer Gegenüberstellung) ausgedrückt: „Denn Erkenntniß besteht in dem Vorhandensein der zugehörigen Beziehungspunkte und in dem Vollzug der Synthesis nach einem Gesichtspunkte, weshalb dabei kein Mehr und Weniger stattfinden kann, während das Bewußtsein umgekehrt seinem ganzen Wesen nach auf dem Mehr und Weniger beruht und daher in allen Graden vorhanden sein kann, wie es sich auch von der Unbewußtheit nur quantitativ unterscheidet.“ Für diesen Standpunkt ist auch der Satz (S. 27) bezeichnend: „Das Maximum der Bewußtheit ist pathologisch und muß im Irrenhause studirt werden.“

In dem folgenden Capitel (Indicien zur Confirmation) wird der neue Lehrsatz an der Unterscheidung zwischen Erinnerung und Gedächtniß gemessen und überzeugend confirmirt. Erinnerung ist nach Reichmüller stets an ein Moment der Erkenntniß gebunden, während Gedächtniß eine Art unbewußter Erinnerung ist. „Ich scheidet zwischen Bewußtsein und Erkenntnißfunction und behauptete, daß Erinnerung sich nur auf Erkenntnißfunctionen bezieht, während bloßes Bewußtsein niemals erinnert werden kann, sondern nur im Gedächtniß bleibt.“ — Wie man sieht, leitet Reichmüller die Erinnerung aus den Acten der Erkenntniß ab, während er unter Gedächtniß die bloßen Remanenzen des Bewußtseins versteht. Er illustriert diesen Unterschied in sehr geistreicher Weise an den Erinnerungen der Kindheit. Dieselben beginnen bekanntlich erst mit dem dritten Jahr oder noch später, d. h. mit dem Zeitpunkt, wo mit der Sprache auch der eigentliche Erkenntnißproceß beginnt. Damit soll aber nun nicht etwa gemeint sein, daß die früheren erkenntnißlosen Eindrücke spurlos verwischt seien, ohne die mindesten Remanenzen hinterlassen zu haben. Das Auswendiglernen unverstandener Sprüche, die mechanische Aneignung mathematischer Formeln, kurzum ein großer Theil der pädagogischen Dressur, ist reine Gedächtnißsache. Aehnlich verhält es sich mit der unbewußten Erinnerung an gewisse Geruchs- und Geschmacksempfindungen. In Erinnerung kann aber nur dasjenige gerufen werden, was nach irgend einer Seite mit einer Erkenntnißfunction verknüpft ist. Den Thieren spricht Reichmüller keine Erinnerung, sondern in dem erwähnten Sinne nur das Gedächtniß zu. Auch im Kinde haben wir es bis zur Aneignung der Sprache nur mit erkenntnißlosem Bewußtsein und mechanischer Association zu thun. Daraus erklärt sich der relativ späte Ausgangspunkt der Kindheitserinnerungen und auch ihr sporadischer Charakter. Es ist klar, daß diese Unterscheidung von Erinnerung und Gedächtniß ein wichtiges Indicium für die von Reichmüller begründete Unterscheidung von Erkenntniß und Bewußtsein ist.

Ein weiteres wichtiges *Judicium* für diese Unterscheidung ist die Thatsache, daß sich die Prädicate Wahr und Falsch nur auf die Erkenntnißsphäre, nicht aber auch auf das Bewußtsein anwenden lassen. Während der Erkenntnißproceß in Folge falscher Schlüsse den mannigfachsten Irrthümern ausgesetzt ist, kann dasselbe nicht vom Bewußtsein gesagt werden. Es giebt kein falsches oder wahres Bewußtsein. Ein hochgradig Fiebernder, der über Hitze im Zimmer klagt, schließt zwar falsch, aber sein Gefühl, sein Bewußtsein ist unzweifelhaft richtig. Aristoteles, der, wie Reichmüller drastisch bemerkt, eine feine Nase hat und sich daher immer in der Nähe des verborgenen Wildes bewegt, ist der Lösung der Frage nahe, wenn er bemerkt, daß die Unterschiede von Wahr und Falsch sich nur auf Urtheile bezögen, nicht aber auf die aus der Synthesis des Satzes gelösten Satzglieder: eine Bemerkung, welche unserem Philosophen Gelegenheit zu einer sehr scharfsinnigen kritischen Analyse giebt, auf die wir hier nicht näher eingehen können.

Wir sehen also deutlich, welche Rolle nach Reichmüllers Theorie dem Bewußtsein im Verhältniß zur Erkenntniß zukommt. Es bildet einfach, ohne Rücksicht auf irgend welche *propria*, die natürliche Voraussetzung der Erkenntniß, ohne mit ihr im Geringsten wesenseigenthümlich zu sein. Diese Entdeckung, welche Avenarius seiner „Kritik der reinen Erfahrung“ hätte zu Grunde legen sollen, ist in der That geeignet, der Psychologie und Logik neue Bahnen zu weisen.

Bevor wir auf die Theorie der Bewegung eingehen, welche den zweiten Abschnitt des ersten Theils bildet, haben wir noch zu erwähnen, daß Reichmüller vier gegebene Beziehungspunkte voraussetzt, die sogenannten Erkenntnißquellen, „welche ihrerseits weder schon Erkenntnisse sind, noch auch bei allem beliebig zu erhoffenden Fortschritt der Wissenschaft jemals Erkenntnisse werden können, da sie ihrer Natur nach nicht dem Erkenntnißvermögen angehören, sondern für die unbewußte Erkenntnißarbeit die unbewußten, für die bewußte aber die bewußten Elemente bilden“. Diese Erkenntnißquellen sind: 1) Das Gefühl oder der Wille. 2) Die Bewegung oder Handlung. 3) Das Ich. 4) Die Gottheit. In der Elementarlehre, welche uns in diesem ersten Theil unseres Referats beschäftigt, werden die Bewegung und das Ich erörtert.

Reichmüller theilt den Begriff der Bewegung zunächst in zwei Gebiete ein. Die Bewegung muß „in der wirklichen Welt als das reale Sein, in der scheinbaren Welt aber bloß als ein ideelles Phänomen betrachtet werden“. Mit diesem letzteren haben wir es hier nicht zu thun.

Wenn man von realem Sein in Reichmüllerschem Sinne redet, so hat man immer an *Thätigkeit, Bewegung, Handlung, Function, Act u. dergl.* zu denken. Geht man z. B. von der Vorstellung des Gehens aus, so hat man als Beziehungspunkt zuerst das *Was*, d. h. das Gehen im Gegensatz zu irgend einer anderen Thätigkeit. Das nennt Reichmüller das *ideelle Sein*, „welches immer als identischer Vorstellungsinhalt allgemein und zeitlos vorgestellt und gedacht wird“. Als zweiten Beziehungspunkt gewinnt man das *Daß*, „d. h. die Bemerkung, daß dieser ideelle Inhalt in veränderlicher Weise vorkommt und darum als Einzelnes oder Vieles gegeben und durch Zeitunterschiede getrennt ist“. Führt man die beiden Beziehungspunkte auf die Einheit des Ichs „als auf den zugehörigen Beziehungsgrund“ zurück, so faßt man das *Daß* „nach dem Gesichtspunkt des Gegensatzes als verschieden von dem ideellen Inhalt auf“ und nennt es das *reale Sein* oder die *Handlung, Bewegung und Thätigkeit* des Ichs. Die unbewußten Acte werden hier, da sie als Erkenntnisquellen nicht verwertbar erscheinen, nicht berücksichtigt, sondern nur die intensiveren Formen der Thätigkeit, wie Arbeit, Kampf, Energie, Anstrengung 2c. Zu dieser Beziehung ist der nachfolgende Satz (S. 42) von Wichtigkeit: „Ich unterscheide das unmittelbare Bewußtsein als erkenntnislos von der semiotischen Erkenntnis; denn wenn wir unser Bewußtsein durch ein Wort der Sprache als „Anstrengung, Energie und dergl.“ bezeichnen, so haben wir es schon auf etwas Anderes bezogen und mit Anderem verglichen, sind also schon zu einer semiotischen Erkenntnis übergegangen; das Bewußtsein selbst aber ist von dieser mittheilbaren und ideellen geistigen Function gänzlich verschieden und kann nicht mitgetheilt oder übertragen werden, sondern bildet bloß einen erkenntnislosen Beziehungspunkt, auf den man bei der beziehenden ideellen Function hinblickt und an den man beim Reden davon die Anderen durch ein Wort als Zeichen erinnert in der Voraussetzung, daß ihnen ein ähnliches Bewußtsein nicht unbekannt sei und sie sich auch schon daran gewöhnt haben, bei einem bestimmten Wort an dies eigenthümliche Bewußtsein zu denken. Das Bewußtsein selbst aber ist in Jedem anders und in der Zeit immer nur ein einziges Mal vorhanden, während das Wort ein Erinnerungszeichen und der Begriff die semiotische Erkenntnis für alle die zugehörigen einzelnen Acte bildet.“

Die eigentliche Analyse des Begriffs der Handlung oder Bewegung beginnt mit der Angabe der *propria*. So werden aus der Bewegung oder dem realen Sein zuerst die Kategorien der *Zeit, der Zahl* und des *Grades* (oder der *Intensität*) abgeleitet. In Bezug auf alle diese Begriffe, sowie auf den Begriff der *Continuität*, welche von Reichmüller nicht etwa in der unverändert traditionellen Form übernommen, sondern

einzelnen kritisch beleuchtet werden, müssen wir aus Gründen der Oekonomie der „Monatschrift“ auf das besprochene Werk selbst sowie auf die früher erschienene „Metaphysik“ verweisen, deren Kenntniß in Hinsicht auf die Kritik der Kategorieen überhaupt absolut erforderlich ist.

Ein ferneres proprium der Bewegung bilden die Kategorieen der Potenz, des Actus und der lebendigen Kraft. Diese Kategorieen werden in der herkömmlichen Bedeutung gebraucht; unter der lebendigen Kraft wird der habitus oder die *Étè*s der Alten verstanden. Bemerkenswerth ist dagegen die Reichmüllersche Definition der Begriffe Ursache und Wirkung, welche sich der Humeschen nähert und von dieser ausgegangen zu sein scheint. Die Begriffe Ursache und Wirkung ergeben sich durch die Beziehung der Erkenntniß auf die realen Thätigkeiten und bilden eine Kategorie, „die für die Erkenntnißzusammenhänge selbst sinnlos, für das reale Sein aber charakteristisch (proprium) ist“. Der folgende Satz (S. 47 und 48) macht diesen Standpunkt noch klarer: „Da alle Erkenntniß ein Schluß ist, d. h. eine Vereinigung von mindestens zwei Beziehungspunkten unter einem Gesichtspunkte, so bildet jede einzelne Erkenntniß ein Coordinatensystem, und da dieselbe Betrachtungsweise für jeden beliebigen Gegenstand der Erkenntniß a priori zu fordern ist, sofern derselbe erkannt werden soll, so müssen alle Gegenstände unter einander zusammenhängen und also für einander die Gründe liefern. Ich meine dies so, daß wir unter den Gründen jedesmal die beiden Beziehungspunkte und den Gesichtspunkt verstehen sollen und unter der Folge die Beziehungseinheit“ . . . Wie man sieht, betrachtet Reichmüller auch die Causalität als eine subjective Vorstellungsform und schreibt ihr keine objective Realität zu, ein Standpunkt, über den sich streiten läßt. Was hindert uns denn, uns die Dinge der Erscheinungswelt in derselben, oder in einer ähnlichen gesetzmäßigen Weise associirt und coordinirt zu denken, wie die Schlüsse im Coordinatensystem eines Erkenntnißactes? Ist nicht die Vermuthung naheliegend, daß die zwingende Gesetzmäßigkeit im Causalnexuz der Erkenntnißfunction nur die Ausdrucksform der Gesetzmäßigkeit in der Sinnenwelt sei? Reichmüller scheint die Zulässigkeit einer solchen Hypothese zu verwerfen; denn er schließt seine Kritik des Causalitätsbegriffs (S. 50) mit folgenden nicht mißzuverstehenden Sätzen: „Aus dieser einfachen Nachweisung des Verhältnisses zwischen Erkenntniß und Bewußtsein ergibt sich, daß die Frage wunderbarlich ist, wie die Ursache es mache, eine Wirkung hervorzubringen, und es muß uns die Antwort komisch erscheinen, daß wir niemals dahinter kommen könnten, als wäre dies ein über unser menschliches Erkenntnißvermögen hinausgehendes Geheimniß. Denn es wird bei dieser Frage und Antwort immer dogmatisch vorausgesetzt, daß der Ordnungsbegriff Ursache irgend ein Ding oder eine

Handlung in der Sinnenwelt und die Verursachung oder das Geschehen eine sinnenfällige und nur schwer zu percipirende Erscheinung sei. Wie aber der Raum und die Zeit, so ist auch die Ordnungsform von Ursache und Wirkung weder in der Sinnenwelt als ein Ding vorhanden, noch ist damit irgend etwas Wirkliches, d. h. irgend eine reale Function gemeint, sondern wie Raum und Zeit zuerst perspectivische Ordnungsformen sind, die bei weiterer Arbeit in objective umgebildet werden, so ist auch Ursache und Wirkung zunächst perspectivisch von unserem Augenpunkt aus entworfen und nachher zu einem objectiven Erkenntnißsystem erweitert."

Dieses ganze Raisonnement würde auf die bekannte Gegenüberstellung des „post hoc“ und „propter hoc“ hinauslaufen, wenn nicht Reichmüller auch die Zeit als eine bloß subjective Vorstellungsform betrachten würde. Der Causalitätsbegriff in dem herkömmlichen Sinne wurzelt aber so tief in der populären und wissenschaftlichen Denkweise, daß es nicht möglich erscheint, ihn nur so weg zu decretiren. Es ist wiederholt der Versuch gemacht worden, die Causalität auf die bloße zeitliche Succession zurück zu führen; dieser Versuch ist aussichtslos, weil er uns die Annahme einer ersten Ursache nicht erspart. Reichmüller beseitigt die große metaphysische Schwierigkeit dieser und ähnlicher Fragen, z. B. der Frage des Absoluten, kurz entschlossen dadurch, daß er sie als dem wissenschaftlichen Erkennen nicht zugänglich bezeichnet, womit sich zufrieden geben mag, wer sich in den höchsten und dringendsten Fragen der transcendentalen Philosophie bescheiden gelernt hat.

In der That läuft auch bei Reichmüller die Kritik des Causalitätsbegriffs consequentermaßen auf den Zeitbegriff hinaus. Indem er die Entwicklung der perspectivischen Auffassung des Causalitätsbegriffs zur objectiven Auffassung darlegt, gelangt er zu der von Kant mit Staunen bemerkten Verbindung der Zeit mit der Causalität. Seine Erklärung für dieses Phänomen ergibt sich streng logisch aus den Grundlagen seines Systems. Schon Hume und später Kant haben die Wahrnehmung gemacht, daß die Causalität sich nur durch die Succession in der Zeit ausweisen könne. Hume ist die Erklärung für diese Thatsache schuldig geblieben, ebenso Kant, der die Kategorieen für undefinirbare, weil aprioristische Formen des Bewußtseins hielt. Reichmüller erklärt die Erscheinung wie folgt (S. 52): „Veranlassung zur Bildung der Zeitbegriffe geben (nämlich) nur unsere Functionen, soweit sie uns zu Bewußtsein kommen. Es ist darum nicht bloß natürlich, sondern nothwendig, daß die Zeitordnung, sofern sie nicht bloß schematisch und abstract ist, sondern einen Inhalt hat, eben zugleich die Ordnung der Functionen oder Acte, d. h. die Causalitätsordnung bilden muß; denn setzten wir zum Zweck apagogischer Beweisführung eine Trennung beider Ordnungen, so würde sich sofort zeigen, daß die Zeitbegriffe keinen Grund ihres Entstehens,

d. h. keine Beziehungspunkte mehr hätten, nach denen irgend ein Mensch auf den Einfall kommen könnte, Zeit zu unterscheiden. Mithin kann die an das Bewußtsein unserer Functionen und ihres Inhalts angeknüpfte Zeitordnung auch nicht von diesen Functionen als von ihrem Inhalt oder ihren Beziehungspunkten losgelöst werden, und mithin muß die Kategorie der Ursache und Wirkung nur innerhalb dieser schon ein für alle Mal nothwendigen Ordnung einen neuen Gesichtspunkt zur Geltung bringen, wonach dieselbigen Functionen abgesehen von ihrer chronologischen Ordnung auch noch als causal betrachtet werden können."

(Wer sich für diese Fragen näher interessiert, der mag in Reichmüllers Metaphysik die erschöpfende Definition der Zeit nachlesen.)

Die Causalbetrachtung zerfällt bei Reichmüller in zwei Arten, je nachdem die einzelnen chronologisch geordneten Acte der Wesen als Ursache und Wirkung betrachtet werden, wobei unser Denken sich ausdrücklich auf das Einzelne in dieser seiner chronologischen und causalen Ordnung bezieht, was die geschichtliche Betrachtung ist, oder aber das Einzelne selbst uns gleichgiltig ist und nur die Qualität erfaßt wird, „die auch immer als Allgemeinheit erscheinen muß“, was das Gesetz ist. Charakteristisch für die subjectiv-idealistische Weltanschauung Reichmüllers ist auch seine Auffassung von dem Wesen des Gesetzes, welche sich deutlich in dem nachfolgenden Satze (S. 54) ausspricht: „Das Gesetz ist auch gar kein wunderliches Mysterium, das über die Erscheinungen regierte, sondern nichts anderes als der Gesichtspunkt, unter welchem wir die gegebenen Beziehungspunkte zur Beziehungseinheit zusammenfassen. Denn Gesetze und also Naturwissenschaft entstehen nur durch das Denken; denken aber können wir nicht anders als durch solche Zusammenfassung, und mithin drückt das Gesetz nur den Grund des Denkens d. h. die Beziehungspunkte in Zuordnung zu ihrem Gesichtspunkte aus, worauf die Zusammenfassung zur Beziehungseinheit folgt.“

Trichotomisch wie die ganze formale Eintheilung der Reichmüllerschen Psychologie, ist auch die Division des Gebietes der Bewegung. Es werden drei Gebiete der Handlung oder Bewegung unterschieden: nämlich „erstens die Handlungen, welche im Gebiete des Erkennens oder Denkens stattfinden, wodurch der ideelle Inhalt oder das Gedachte uns jedes Mal vermittelt wird, ohne daß die Denkbewegung selbst etwas Ideelles wäre; zweitens die Handlungen, welche unsere Gemüthszustände bedingen und drittens die Handlungen, welche auf kein anderes geistiges Gebiet gerichtet sind, sondern ihren eigenen Inhalt bilden“.

Die Kritik und logische Auflösung des Causalitätsbegriffs mußte mit

Nothwendigkeit der Theorie der physischen Bewegung vorausgeschickt werden, welcher wir uns jetzt zuzuwenden haben; denn fast alle bisherigen Theorien der Bewegung im Leibmüllerschen Sinne fußen auf der Causalität. Von Leibniz ausgehend, welcher bekanntlich den influxus physicus leugnete, unterwirft Leibmüller die bisherigen dogmatischen Theorien von der Beziehung des Ichs zur Außenwelt einer ätzenden Kritik. Erscheint bei Leibniz eine directe Verbindung zwischen der Seele und der Außenwelt durch das Wesen der Monade ausgeschlossen, so läßt der reine Subjectivismus und Apriorismus der Erkenntniß- und Vorstellungsbedingungen und die daraus sich ergebende Unerkennbarkeit des Dinges an sich bei Kant ebenfalls im Grunde genommen einen influxus physicus nicht zu. Leibmüller zeigt an der Hand der Kritik des Spinozismus und des Cartesianismus, aber auch des modernen Materialismus, wie die ganze Schwierigkeit aus der unkritischen Vorstellung von der Causalität und von der Materie hervorgeht, und gelangt schließlich zu der Annahme einer bewegenden und handelnden Function der Seele, durch welche die Wechselwirkung mit der Außenwelt bedingt wird.

So annehmbar und eigentlich selbstverständlich diese Auffassung für das populäre Bewußtsein auch ist, so erscheint sie historisch dennoch als eine revolutionäre That. „Die sämtlichen Lehrbücher der Psychologie in alter und neuer Zeit“ wissen nichts von einer solchen Function der Seele. Aristoteles weist zwar ein bewegendes Vermögen nach, aber er faßt es, ähnlich wie die moderne Naturwissenschaft, dogmatisch „in dem projectivischen Sinne“. „So mußte er die Seele nothwendig materiell machen, um ihr sichtbare und materielle Bewegungen zu verleihen.“

Wie den antiken Hylozoismus, so verwirft Leibmüller natürlich auch den modernen Hylozoismus Wundts und seiner Schüler, von denen er sarkastisch, aber zutreffend bemerkt, daß sie schon von Cartesius begraben worden seien.

Es steht fest, daß die ursprünglich bewegende Function der Seele nicht so offenkundig zu Tage tritt, wie die Gefühle und Gedanken. „Gleichwohl“, so bemerkt Leibmüller (S. 62), „wäre es unvorsichtig, allem was man nicht gleich ad oculos demonstriren kann, den Rechtstitel seiner Existenz abzuspochen; denn es nehmen z. B. die Naturforscher doch auch manche Dinge getrost an, die sich zuerst nicht unmittelbar zur Erfahrung bringen ließen, wie z. B. Schwingungen von Luft oder Aether, deren Wirkungen man aber als Ton, Licht, Electricität u. s. w. in der That wahrnimmt. Weil nun die Wechselwirkungen zwischen Leib und Seele ebenso offenkundig, wie diese Phänomene sind, so dürfen wir die vermittelnde Function nicht ohne Weiteres für eine Fabel halten, sondern müssen es uns grade als wissen-

schaftlich bestimmtes Problem setzen, nachzuweisen, warum die Bewegungsfunktion der Seele verborgen bleibt und ob sie nicht etwa doch irgendwie auch zur Anschauung gebracht werden könnte."

Auch auf diese Schwierigkeit wirft Reichmüllers Theorie des Bewußtseins ein helles Licht. Wir wissen, daß er das Bewußtsein nicht als eine Art oder Vorstufe des Erkennens, sondern als von diesem wesensunterschieden erachtet. Er kleidet das Problem in den Satz (S. 63): „Alles (nämlich), was nicht bloß erschlossen, sondern durch sich selbst erkannt werden soll, muß bewußt werden; was aber in der Verborgenheit bleibt, das gehört eben in die unbewußte Region des Seelenlebens.“ Es steht fest und wird von Niemand bestritten oder bezweifelt, daß in uns nicht nur bewußte, sondern auch unbewußte Erkenntnisse, Fähigkeiten und Geschicklichkeiten sind. Reichmüller führt u. A. das Beispiel der Sprachenkenntniß an; man könnte auch an das Schreiben, Telegraphiren 2c. erinnern, bei welchem die spezifische Thätigkeit sich nicht nur unbewußt, sondern bekanntlich um so besser, je weniger durch das Bewußtsein gestört, vollzieht. „Wollte aber Jemand“, so bemerkt Reichmüller selbst, „mit Loge behaupten, alles dieses (der Inhalt der Beispiele) wäre nur vorhanden, wenn wir es in bewußter Function ausüben, so würden wir die umgekehrte Theses aufstellen, daß vielmehr die Bewußtheit aller Function bloß accidentell sei, da sich all dergleichen zuweilen auch ganz unbewußt vollzieht, wie jeder weiß.“

Damit ist die Richtung des Reichmüllerschen psychologischen Systems angedeutet und wir ahnen bereits, wo hinaus es zielt. In einem zweiten Artikel soll die Theorie der Bewegung zu Ende geführt, die Theorie des Ichs entwickelt und die neue Grundlegung der Logik, welche sich aus dem psychologischen System consequent ableiten läßt, kurz dargestellt werden. Den Schluß sollen allgemeine Bemerkungen über das Wesen der Reichmüllerschen Dialektik und über seinen Stil bilden.

Maurice von Stern.





Neues über Patkul.

Das Erscheinen von Buchholz' Beiträgen zur Lebensgeschichte Patkuls¹ hat in den Ostseeprovinzen wie ein Ereigniß gewirkt. Die Zeitungen veröffentlichten gleichzeitig ausführliche, den Inhalt wiedergebende Besprechungen; die Liberalität der Alterthumsforschenden Gesellschaft, welche dieses Buch als Vereinsgabe ihren zahlreichen Mitgliedern unentgeltlich überließ; ein eifriger buchhändlerischer Vertrieb brachten es rasch in die Hände vieler; es wurde das Tagesgespräch auch für solche, welche nicht mitten im Getriebe der einheimischen historischen Forschung stehen. Woher dieses außerordentliche Interesse? Unsere an bedeutenden geschichtlichen Gestalten nicht eben reiche Vergangenheit hat eigentlich nur drei Persönlichkeiten hervorgebracht, deren Namen noch heute einen populären Klang haben. Der Gründer des deutschen Staatswesens am Dünastrande Bischof Albert hat das Glück gehabt einen gleichzeitigen Chronisten zu finden, der seine großen Thaten für die Nachwelt aufzeichnete und diese gerade mit der ältesten Periode livländischer Geschichte weit vertrauter machte, als wie es für die meisten folgenden Zeiten möglich geworden ist. Walter von Plettenberg, unter dessen Leitung das mittelalterliche Livland den Abschluß und zugleich den Höhepunkt seiner Entwicklung fand und zu dessen Zeiten der andere Eckstein baltischen Wesens durch die Reformation der Kirche dem eigenthümlichen Bau des livländischen Staatswesens eingefügt wurde, ist eine schon dem Kinde vertraute und verständliche

¹ Beiträge zur Lebensgeschichte Johann Reinhold Patkuls von Anton Buchholz mit zwei Bildnissen. Riga 1893. Druck von W. F. Häcker. Dem livländischen Landrathskollegium zum Gedenktage seines 250jährigen Bestehens am 4. Juli 1893 gewidmet von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands.

Erscheinung: ein großer Kriegsheld und ein reifer Friedensfürst. In festen Umrissen glauben wir sein Bild erfaßt zu haben. Freilich wissen wir von ihm trotzdem viel weniger, als wir es müssen, um ein völlig sicheres Urtheil über die letzten Gründe seiner Politik zu gewinnen, und weit entfernt sind wir noch davon, sein Bild in dem hellen Lichte zu schauen, wie es auf die meisten großen Männer der neueren Zeit fällt, deren Entwicklung verfolgt werden kann. Plettenberg theilt das Loos so vieler mittelalterlicher Helden: sie treten als fertige Persönlichkeiten vor das Auge der Nachwelt, in wenigen Strichen können sie gezeichnet werden und leicht prägt sich ihre Erscheinung einem für große Eindrücke empfänglichen Gemüthe ein. Aber die Ausfüllung der Conturen zum lebensvollen Gemälde gelingt nur selten und unvollständig; die reiche Mannigfaltigkeit der Beziehungen, die Einwirkungen persönlicher und sachlicher Art, der ganze complicirte Hergang des geistigen Lebens, das Werden der Persönlichkeit, das alles bleibt verborgen und will sich bei dem Charakter der mittelalterlichen Quellen auch dem forschenden Gelehrten gar nicht oder nur widerwillig und unvollkommen entschleiern. — Die dritte populäre Gestalt unserer heimathlichen Geschichte ist Johann Reinhold Patkul. Er stammt aus einer näher liegenden Zeit. Reichlicher sind die Quellen, aus welchen wir ihn und seine Zeit kennen lernen können und bei weitem mehr als von Albert und Plettenberg sind von ihm individuelle Züge, persönliche Beziehungen zu anderen überliefert worden. Als ein Mensch von Fleisch und Blut, kein bloßes Schemen, nicht nur als ein Typus seiner Zeit, wie die meisten mittelalterlichen Größen, obwohl ein echter Sohn derselben, in dem Vorzüge und Fehler sich wunderbar mischen, steht er vor uns. Viel eingehender als die erstgenannten hat seine Persönlichkeit charakterisirt werden können. Aber wie viel fehlt doch noch zum vollen Verständniß derselben, zur richtigen Würdigung seines Thuns und der Motive, aus welchen seine große staatsmännische Wirksamkeit entsprang. Vollends von seiner Jugendzeit, seinen Eltern, den besonderen Familien — und persönlichen Verhältnissen bis zum öffentlichen Auftreten i. J. 1690 war bisher nichts Zuverlässiges in die Öffentlichkeit gedrungen.

Seit längerer Zeit haben die Patkulstudien in unseren Landen überhaupt geruht, nur Zusammenfassungen des bisher bereits Erforschten erschienen, so die ganz vortreffliche Arbeit Mettigs in der Allg. Deutschen Biographie, welche wir allen denen aufs angelegentlichste empfehlen können, die einen kurzen Ueberblick über den Lebenslauf Patkuls gewinnen wollen. Und doch blieb Patkul eine geschichtliche Erscheinung unserer Vergangenheit, welche das Interesse mächtig gefangen nahm und auch die dichterische Phantasie wiederholt zu dramatischem Schaffen angeregt hat.

Man wußte, daß Professor Schirren in Kiel an einem groß angelegten

Werke über den Nordischen Krieg arbeite, daß er unermüdetlich aus allen Archiven Material für diesen Zweck sammle. Da durfte denn wohl, wenn jener Meister der Forschung und Darstellung sich an dieses Thema machte, ein vollendetes Bild des baltischen Helden zu erwarten sein. Vielleicht hat sich mancher dadurch von einer selbständigen Bearbeitung dieser Zeit abhalten lassen und vielleicht hat mancher so gedacht wie Bienemann, der bereits 1870 schrieb: „Vom Wesen Patkull's und seinem ganzen Wirken auch nur eine flüchtige Skizze hier zu entwerfen, rein Vermessenheit; erwächst doch eben jetzt seine Heldengestalt in stiller Arbeit unter den Händen des Meisters baltischer Historik. Harren wir also des Tages, da sie uns entgegentreten wird in der vollen Realität ihrer einstigen Erscheinung.“¹

Dieser Tag ist jedoch bis heute nicht erschienen; noch hat sich Schirren nicht in der Lage gesehen, den Schleier zu enthüllen, durch den hindurch die Nachwelt das Drama von Patkuls Leben auf dem Hintergrunde der untergehenden schwedischen Großmacht nur undeutlich schaut. Aber wie jede Generation das Bedürfnis hat, den Drang nach wissenschaftlicher Erkenntnis schon bei ihren Lebzeiten zu befriedigen, so hat sie auch das Recht und die Pflicht dazu. Buchholz hat es nun unternommen zu verarbeiten und seinen Zeitgenossen mitzutheilen, was die rigaschen Archive über Patkuls Leben Neues boten. Das konnte aber nur einen Theil seines Lebens betreffen, denn seit d. J. 1700, wo er zum letzten Male in seinem Vaterlande weilte, werden die wichtigsten Quellen für seine fernere Geschichte in den Archiven der großen Mächte zu finden sein, die die Einwirkung von Patkuls politischer Thätigkeit als Freunde oder Feinde erfahren haben. So war denn mit dem Jahre 1700 für den Verfasser eine bestimmte Zeitgrenze gegeben. Und noch eine weitere Beschränkung hat Buchholz sich auferlegt. Er selbst kennzeichnet den Charakter seines Buches mit den Worten: „Die politische Geschichte jener Zeit ist thunlichst bei Seite gelassen worden. Es lag nur die Absicht vor, den äußeren Lebensgang Patkuls in Livland zu erzählen, auch zu berichten, was über seine nächsten Verwandten bekannt ist und wie sich das Geschick einiger in sein Wesen verwickelter Personen gestaltet hatte.“

Der Verfasser hat sich durch den Titel „Beiträge zur Lebensgeschichte P.“ für die Wahl des Stoffes, für die Art der Behandlung und für den Umfang, in welchem bereits früher Bekanntes in den Kreis der Darstellung hineingezogen wird, völlig freie Hand gelassen, so daß er streng genommen, gegen jede Ausstellung in dieser Hinsicht geschützt ist. Man wird es aber auch begreiflich finden, daß das rein Politische vermieden worden ist. Das neu entdeckte archivalische Material war wohl im Wesentlichen biographischen

¹ Aus baltischer Vorzeit S. 170.

Charakters, zur Wiederholung dessen, was über die Gütererreduction und die Vernichtung der Landesverfassung oft erzählt worden ist, lag keine besondere Veranlassung vor, eine Neubearbeitung dieser verhängnißvollen Epoche auf Grund selbständiger Forschungen, so erwünscht eine solche gewesen wäre, hätte aber so viel Zeit in Anspruch genommen, daß man auf den Genuß der Früchte dieser Arbeit noch lange hätte warten müssen, und wäre mit dem an Ort und Stelle befindlichen Material vielleicht doch nicht zu erreichen gewesen. Im Einzelnen hätte der Eine und Andere nach seinen persönlichen Wünschen vielleicht hier eine weitere Ausführung von bereits Bekanntem, dort eine gedrängtere Zusammenfassung gerne gesehen, aber des reichlich und in durchaus ansprechender, oft eigenartiger Form Gebotenen wird jeder mit herzlichem Danke gegen den Verfasser froh werden.

Nicht eine erschöpfende Inhaltsangabe des Buches versuchen wir im Folgenden zu geben, sondern es soll nur auf die wichtigsten Momente und Thatsachen hingewiesen werden, mit welchen wir hier zum ersten Male bekannt gemacht werden. Da sind denn zunächst die fesselnden Mittheilungen über J. N. Patkuls Vater und dessen vielbewegtes, von erschütternden Katastrophen heimgesuchtes Leben zu erwähnen. Während bisher gerüchtweise verlautete, daß der im Kerker zu Stockholm geborene J. N. Patkul der Sohn eines Verräthers sei, verdanken wir nun Buchholz die genaue Kenntniß der kriegerischen Vorgänge in Wolmar v. J. 1657, welche den Landrath Friedrich Wilhelm Patkul nebst vielen anderen Livländern den Polen in die Hände lieferten und ihn den während der Belagerung durch schwerstes häusliches Unglück Heimgesuchten, zur Huldigung an den König von Polen zwangen.

Auf Grund einer ehrenvollen Capitulation war Wolmar in den Besitz der Polen gelangt. Der Landrath Patkul hatte sich, ob schon er kein militärisches Amt in der Festung bekleidete, mit Rath und That an der Vertheidigung wacker betheiliget. Trotzdem wurde er im folgenden Jahre 1658, als Wolmar wieder an die Schweden gelangte, arretirt und unter der Anklage der Felonie zur Aburtheilung nach Stockholm gebracht. Ein freisprechendes gerichtliches Urtheil erfolgte allerdings nicht, denn der durch den Verlust seiner Kinder und seiner Güter tiefgebeugte Mann entschloß sich zur Eingabe eines Gnadengesuchs, worauf ihm im August 1660 volle Restitution gewährt wurde. Von dem „Verräther“ Friedrich Wilhelm Patkul kann füglich nicht mehr die Rede sein. Wenige Wochen zuvor gebar seine Gemahlin einen Sohn, der am 27. Juli 1660 in der Taufe den Namen Johann Reinhold erhielt. Durch die Ermittlung des Tauftages ist nun endlich das bisher unbekanntes Geburtsjahr Patkuls festgestellt worden. Die weiteren Mittheilungen des Verfassers über die nächsten Angehörigen Johann Reinholds, insbesondere über den gewaltthätigen, rechthaberischen und willensstarken Charakter der Mutter

werfen bemerkenswerthe Streiflichter auf die damaligen Zeitverhältnisse. Sie sind nicht nur werthvoll für die Entwicklung des jungen Patkuls, dessen vielfach unliebenswürdige Eigenschaften nun als theilweise ererbte Anlagen betrachtet werden dürfen. Es läßt sich verstehen, wie seine proceßsüchtige Natur aus dem seit frühester Jugend Geschehenen und Gehörten stets neue Nahrung schöpfen mußte, und wie insbesondere die unsichere Vermögenslage der ganzen Familie, die vielen unerquicklichen Auseinandersetzungen zwischen den einzelnen Familiengliedern solchen Neigungen Vorschub leisten mußten. Die ersten Capitel des Buchholtschen Buches liefern manchen schätzenswerthen Beitrag zur livländischen Adels- und Gütergeschichte jener Zeit. Verpfändung, Kauf und Tausch lassen die Güter in buntem Wechsel von einer Hand in die andere gerathen. Es handelt sich bei allen diesen Transactionen oft um nicht unbedeutende Summen; die zahlreichen Werthangaben, welche Buchholz den umfangreichen Proceßacten entnimmt, werden auch den Nationalökonomem interessiren; sie geben willkommene Aufschlüsse über Güterpreise, sowie Vermögensverhältnisse angesehener Familien und zeigen, wie damals Geld- und Vermögensoperationen sich zu entwickeln pflegten. Die Darlegung dieser vielfach complicirten Verhältnisse ist eine klare, übersichtliche; man gewinnt den Eindruck, daß der Verfasser sich mit völliger Sicherheit und einiger Vorliebe auf dem Gebiete der damaligen Rechtspraxis bewegt. — Im Vordergrund steht natürlich immer die Gestalt Johann Reinholds selbst. Präceptoren leiteten seine Erziehung bis zum Abgang auf die Universität Kiel i. J. 1677. Der Besuch anderer Universitäten hat sich nicht nachweisen lassen. In dreijähriger Studienzeit legte er den Grund zu seiner umfassenden, vielseitigen Bildung, für welche die in der Beilage abgedruckte Buchhändlerrechnung vom J. 1695 einen neuen Beleg bietet, und kehrte dann nach Livland zurück, um die Verwaltung seines Vermögens zu übernehmen. Die Auseinandersetzung mit den anderen Erben, die Bewirthschaftung der ausgedehnten Güter und die Durchführung der zahlreichen Proceße, welche zum Theil durch die Verhältnisse bedingt waren, zum Theil durch den leidenschaftlichen Charakter Patkuls verschuldet wurden¹, erforderten die volle Geschäftskenntniß, Umsicht

¹ Das besondere Interesse, welches der Verf. auch der formalen Seite der berühmten Rechtsstreitigkeiten entgegenbringt, hat ihn einmal dazu verführt, den Verlauf eines Proceßes ausführlich zu beschreiben, ohne den Leser in die eigentliche Materie einzuführen. Es ist das der Proceß Patkuls gegen den Schneider Boß und dessen Braut Ebba Plahn. Buchholz verweist allerdings auf den Aufsatz „Patkuliana“ von H. Baron Bruiningk (Mitth. a. d. livl. Gesch. XIV., S. 139—143); doch dürfte dieser Aufsatz nicht jedem Leser von Buchholz' Beiträgen zur Hand sein; dazu giebt das in ihm enthaltene Referat aus den Proceßacten offenbar noch lange nicht den vollen Thatbestand. Ein historisches Interesse kann die Ausführung der vielen Instanzen,

und Energie eines gereiften Mannes. Diese Thätigkeit wird nicht wenig dazu beigetragen haben, seine staatsmännischen Gaben zu entwickeln. Doch waren seine Vermögensverhältnisse keineswegs glänzende und dieser Umstand mag ihn bewogen haben, sich einem bestimmten Berufe zuzuwenden. Im Jahre 1687 wurde er Officier. Seine militärische Carrière ist reich an Widerwärtigkeiten aller Art gewesen. Endete der Proceß, den seine ganze Compagnie unter Führung des Lieutenants Wäpman auf Grund mannigfaltiger Beschwerden gegen ihn anstregte, auch mit der Cassirung des genannten Officiers, so ist doch zweifellos die auch sonst bei Patkul oft bemerkte, von Freund und Feind gerügte Härte gegen die Untergebenen, seine zügellose Leidenschaftlichkeit die Ursache seiner Unbeliebtheit bei der Mannschaft gewesen.

Es sind im Ganzen doch sehr reiche Aufschlüsse über den Entwicklungsgang und des Jugendleben Patkuls, die wir Buchholz verdanken. Freilich bleiben noch genug Lücken übrig. Der Verfasser selbst hat sie lebhaft empfunden. Am bedauerlichsten ist der Mangel einer ausreichenden Erklärung für die auffallende Thatsache, daß ihm, einem Manne von noch nicht 30 Jahren, im Februar 1690 der Landmarschallsstab angeboten wurde, ohne daß er sich bisher auf einem bedeutenderen Landesposten irgendwie hatte hervorthun und bewähren können. Auch der Verfasser sieht sich hier auf Muthmaßungen angewiesen, die, wenn auch allgemeiner Natur, doch den Kern der Sache treffen. „Es konnte im Lande nicht unbekannt geblieben sein“, urtheilt Buchholz, „daß er ein selten begabter Mensch war, der es verstanden hatte für seine privaten Rechte mit großer Festigkeit und Fachkenntniß einzutreten. Zuversichtlich mochte man in ihm einen genauen Kenner aller Rechte des Landes schätzen und das Zutrauen zu ihm mochte wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner zweifellos reinen Gesinnung gestärkt sein. Dazu kam seine genaue Bekanntschaft mit den schwedischen Verhältnissen und die Kenntniß der schwedischen Sprache, die er während seines mehrmaligen Aufenthalts in Stockholm gründlich erlernt haben mochte. Alles Umstände, die seine Wahl zu einem hohen Landesposten wohl gerechtfertigt erscheinen lassen.“

Mit dem Jahre 1690 beginnt die Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Patkuls. Sie wird vom Verfasser seinem Programm gemäß nur gestreift. Dagegen wird unsere Kenntniß von den persönlichen und Familienverhältnissen Patkuls auch in dieser Zeit erheblich vermehrt. In dem Proceße gegen den Rathsherrn Johann Reuter lernen wir Patkul von einer recht unbortheil-

welche der Proceß alle die Jahre hindurch zu passiren hatte, doch nur dann gewinnen, wenn die Sache, um welche es sich hier handelt, genauer bekannt ist.

haften Seite kennen. Es handelte sich um eine thätliche Beleidigung, welche der jähzornige Edelmann diesem würdigen Vertreter des Bürgerthums zugefügt hatte, mit dem er seit langer Zeit in geschäftlicher Beziehung stand und der sein Hauptgläubiger war. Nicht nur der jener Zeit überhaupt eigene Standeshochmuth, für den der Einzelne nicht wohl verantwortlich gemacht werden kann, sondern auch die ganz besondere Abneigung Patkuls gegen die Stadt Riga kommen in diesem Proceß zu lebhaftem Ausdruck. Zu dem Proceß mit dem Obersten Helmersen erfahren wir in der Sache selbst wenig Neues; doch war es gewiß im Interesse der meisten Leser, wenn diese für Patkul so bedeutungsvolle Angelegenheit nicht mit Stillschweigen übergangen wurde. Als dann Patkul 1694 mit einem königlichen Geleitsbrief versehen nach Schweden gereist war, um sein politisches Verhalten zu rechtfertigen, wurde von Seiten der Regierung der Versuch gemacht, das muthmaßlich von ihm in Sicherheit gebrachte Archiv der livländischen Ritterschaft mit Beschlag zu belegen. Es fanden Nachforschungen statt, die freilich zu keinem Ergebnisse führten, aber eine ganze Reihe von Personen in den Verdacht politischer Unzuverlässigkeit und geheimen Einverständnisses mit Patkul brachten. Die geradezu trostlosen Familienverhältnisse Patkuls finden ihre rechte Illustration in dem Verhalten von Karl Friedrich Patkul, der sich als einer der giftigsten Gegner und Denuncianten seines Bruders geberdete. Ueber die Hausfuchungen und Verhöre, welche die Angelegenheit Johann Reinhold Patkuls zur Folge hatte, über die Schicksale der in den Proceß Patkuls verwickelten Personen und über seine Mitbeklagten in Stockholm erhalten wir ganz neue Aufschlüsse. Von besonderem Interesse sind die Schicksale des von Karl Patkul gemißhandelten popendorffschen Pastors Rudicus, der einige Papiere Johann Reinholds in Sicherheit bringen wollte. Neues bieten auch die Mittheilungen über Gerhard Johann von Löwenwolde, der als Freund Patkuls 1695 in Stockholm zum Tode verurtheilt, jedoch alsbald vom Könige begnadigt wurde. Schließlich sei hier noch der Rentmeister von Lindenstern erwähnt, in dessen an der Sandstraße in Riga belegenen Hause Patkul längere Zeit als Miether wohnte. Um die Gestalt von Lindensterns Tochter Gertrud hat sich im Laufe der Zeit ein dichtes Gewebe von Sage und Poesie gesponnen. Buchholz ist der Sache auf den Grund gegangen und eine kritische Betrachtung der überlieferten Thatsachen und Meinungen ergiebt, daß Gertrud Lindenstern Patkul persönlich nahe gestanden hat. Was sonst über sie berichtet wurde, daß sie dem General-Gouverneur Haffner zum Opfer gefallen sei und daß Patkul trotzdem ein unerlaubtes Verhältniß zu ihr unterhalten habe, muß in das Gebiet der Fabel verwiesen werden.

Das den Einfall der Sachsen und Patkuls Aufenthalt in Livland behandelnde Capitel hat einen von den vorausgehenden Abschnitten des Buches

abweichenden Charakter. Während der Verfasser sich bisher in der Hauptsache damit begnügte, völlig Neues mitzutheilen und nur gelegentlich auf Bekanntes zurückgriff, erhalten wir hier eine gedrängte, aber zusammenhängende Darstellung der kriegerischen Ereignisse, welche natürlich auch Wohlbekanntes in ihren Kreis ziehen mußte. Allerdings geht die Geschichte des sächsischen Einfalles in dem hier mitgetheilten Umfange beträchtlich über das hinaus, was unmittelbar zur Biographie Patkuls gehört, doch würden wir diesen wissenschaftlich werthvollen Abschnitt nur ungern missen. Seine Bedeutung ruht nicht sowohl in der Mittheilung neuer Thatfachen, obwohl es an hier und da angebrachten Berichtigungen und Einzelnachrichten nicht fehlt, als in der wie es scheint vollständigen Revision der für diese Episode des nordischen Krieges zur Verfügung stehenden handschriftlichen und gedruckten Quellen. Daß der Verfasser auch hier allen Spuren Patkuls nachgeht, so weit sie sich verfolgen lassen, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Der Schluß dieses Capitels enthält Nachrichten über die Verfolgung von Leuten, welche als Parteigänger der Sachsen und Patkuls galten. Der Major Otto Wilhelm Klodt aus dem Hause Heidenfeld mußte mit dem Kopfe für die ihm zur Last gelegten Verbrechen büßen. Auch einen gewerbsmäßigen Denuncianten lernen wir durch Buchholz in dem Secretär Andreas Neudahl kennen, der es besonders auf die „malcontenten“ livländischen Edelleute abgesehen hatte. Doch gehörte Klodt nicht zu den politischen Führern des livländischen Adels. Der Verfasser hebt hervor, „daß es der schwedischen Regierung nicht gelungen war, während des nordischen Krieges irgend eine Untreue bei den in Livland damals maßgebenden Vertretern des Adels zu entdecken“. Ein doppeltes Spiel scheint der Landrath Leonhard Gustav Baron Budberg, Patkuls Mitbeklagter in Stockholm, getrieben zu haben. Während er sich von der Regierung den höchsten Landesposten übertragen ließ, unterhandelte er mit den sächsischen Feldmarschall Flemming. Vielleicht stand er an der Spitze einer kleinen Partei, welche Patkuls Bestrebungen zu unterstützen suchte. Doch sind die Acten über die Frage nach dem Maß des Entgegenkommens, auf welches Patkul bei glücklichem Erfolge der Invasion unter seinen Standesbrüdern rechnen durfte, noch nicht geschlossen.

Einige Bemerkungen über Patkuls äußere Gestalt als Erläuterungen zu den dem Buche beigegebenen photographischen Nachbildungen der beiden einzigen echten Portraits bilden den Schluß des eigentlichen Textes. Damit ist aber der Inhalt des Buches nicht erschöpft. 25 Actenstücke sind als Beilage hinzugefügt worden, welche nicht nur historisch bedeutsam sind, sondern sich theilweise vorzüglich lesen lassen und allgemeine Beachtung verdienen. Einige Stücke müssen als eine nothwendige Ergänzung zu dem

Inhalte des Buches betrachtet werden. Das Material, aus welchem dasselbe geschöpft werden mußte, ist verhältnißmäßig arm an solchen Zügen, welche Patkul in einem persönlich liebenswürdigen Lichte erscheinen lassen. Es überwiegen harte, eigenwillige und eigennütige. Daß in ihnen aber doch nicht der ganze Mensch Patkul gegeben ist, daß in seinem Gemüthe auch andere, weichere Saiten angeschlagen werden konnten, das zeigen neben manchem doch schon im Text Erwähnten vor allen Dingen die beiden Briefe an seine Mutter, von denen der eine allerdings bereits bekannt war, sowie der Bericht des Pastors Tempelmann über seine Unterredung mit Patkul 1700, und alle Verehrer des großen Mannes werden es dem Verfasser zu danken wissen, daß er auch diese für die volle Würdigung Patkuls so wichtigen Documente seinen Lesern nicht vorenthalten hat.

Bgn.



Corrigenda.

- S. 537 Z. 6 v. u. ohne daß statt ohnedafß.
 S. 538 Z. 5 v. o. Christian . Ernest. statt Christian Ernest.
 " " Z. 8 v. u. Bibliothekar s statt Bibliothekar.
 " " Z. 4 v. u. den o f f n e n , etwas statt den etwas.
 S. 541 Z. 9 v. u. be hindert statt verhindert.
 S. 542 Z. 9 v. u. Du t tringen statt Zultringen.
 S. 543 Z. 10 v. u. es v o r m a h l s je statt es je.
 S. 544 Z. 8 v. u. Staat s statt Staates.
 S. 545 Z. 5 v. o. m e i n Herz statt das Herz.
 S. 547 Z. 2 v. o. verdien e t , statt verdient.
 " " Z. 3 v. o. l ebenswürdig e statt Liebenswürdig e.
 S. 549 Z. 7 v. o. und d a n n au statt und an.
 S. 550 Z. 13 v. u. D einer, Z. 11 v. u. D ir statt deiner und dir.
 S. 551 Z. 2 v. o. D ich statt dich.
 " " Z. 11 v. o. verfäuml statt verfäümet.
 " " Z. 12 v. u. (j. o. S. 542) statt (j. o.).
 S. 552 Z. 17 v. u. a u ß außer statt außer.
 " " Z. 9 v. u. 57 ten statt 55 ten.
 S. 553 Z. 4 v. o. u m desto statt und desto.
 " " Z. 20 v. o. adelich e statt adelige.
 " " Z. 1 v. u. die statt Die.
 S. 554 Z. 13 v. o. gewiß ermaßen statt gewiffermaßen.
 " " Z. 15 laßen, unß statt laßen und.
 S. 558 Z. 8 v. o. hatte." statt hatte.
 " " Z. 11 würdigte. statt würdigte."
 S. 559 Z. 16 v. o. Mäh statt März.
 S. 560 Z. 5 v. o. Courant statt courant.
 S. 561 Z. 5 v. u. B a l d a u statt Bolbau.
 S. 562 Z. 8 v. o. Selbst statt selbst.

Herausgeber und Redacteur:
Arnold v. Liebhöhl.

Für die Redaction verantwortlich:
M. Carlberg.

Дозволено цензуроу. — Ревель, 27-го Сентября 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревель.

Die Allerhöchst bestätigte Gesellschaft von Landwirthen
des livländischen Gouvernements
unter der Firma

„Selbsthilfe“

(vormals Livländisches Consumgeschäft).

Haupt-Comptoir und Lager in Riga, Wallstrasse № 2.

Filialen: Dorpat — Vertreter A. von Hofmann.

Pernau — Vertreter H. von Wolffeldt.

Vertreterin

des

Baltischen Molkerei-Verbandes.

An- und Verkauf von Butter, Käse etc.

Niederlage von sämtlichen Meierei-Geräthen u. Utensilien,

wie:

Centrifugen, Buttermaschinen, Butterknetern, Transportkannen,
Kühlapparaten, Butterfarbe, Lüneburger Buttersalz, Exporttonnen etc.

Vertreterin

der renommirten Firma

Ruston Proctor & Co. in Lincoln

für

Locomobilen und Dampfdreschmaschinen.

Niederlage

von

sämtlichen landwirthschaftlichen Maschinen,

wie:

Pflüge, Eggen, Ringelwalzen, Saemaschinen, Mähmaschinen, Göpeldreschern,
Reinigungsmaschinen etc.

Düngemittel, wie: Superphosphat, Knochenmehl, Kainit und Thomas-
schlacke.

Kraftfutter, wie: Lein-, Hanf-, Sonnen- und Cocoskuchen, Weizenkleie
und Malzkeime.

Eisen, Ketten, Hufnägel und Drahtnägel.

Landwirthschaftliche Sämereien,

wie: Rothklee, Thimoty, Bastardklee und sämtliche Grassaaten.

Salz und Heringe.

Petroleum und Maschinenöl.

Feuerspritzen und Jauchepumpen.

Hanfschläuche, Lederriemen etc. etc.

An- und Verkauf von Getreide und Saaten.

Ar 893
Baltische



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.

Flügel.

Pianos.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.